

Tiroler Chronist



Nummer 39, September 1990

Inhalt

Chronistenwesen in Südtirol

Birgit Alber und Paul Rösch

2

Ein Chronikschaukasten

Karl Hofer

4

Galtür 1938, 1939 und 1940

Josef Walser

5

Zum Quellenwert barocker Mirakelbücher

Ingo Schneider

7

Das alte Scharnitzer Haus

Sieglinde Heiß

14

Von Glocken und Geläut

Hans Oberthanner

20

Über Tuifelemaler und ihre Werke an Hand von Reiseberichten

26

Ausstellung "Lana in alten Zeiten"

Albert Innerhofer

29

Neuerscheinungen

Petra Streng

30

Das besondere Bild

32

Impressum:

Der "Tiroler Chronist" ist ein überparteiliches, vierteljährlich erscheinendes Nachrichtenblatt von und für Chronisten und Betreuer von Heimatmuseen in Nord-, Süd- und Osttirol.

Medieninhaber und Herausgeber: Tiroler Kulturwerk / Arbeitsgemeinschaft Tiroler Chronisten,

Michael Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck. Vorsitzender: Univ.-Doz.Dr. Werner Köfler.

Mitherausgeber für Südtirol: Landesverband für Heimatpflege, Waltherhaus, 39100 Bozen.

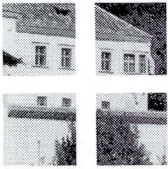
Redaktion: Dr. Benedikt Erhard, Petra Streng.

Verwaltung: Tiroler Kulturwerk, Direktor Gottfried Wackerle.

Druckbild: COCO medien EDV, Text und Bild Ges.m.b.H., Angerzellgasse 4, 6020 Innsbruck

Druck: Athesia-Druck Ges.m.b.H., Brennerstraße 28, 39042 Brixen.

Preis: Einzelheft öS 35,- (Lit. 3.500); Jahresabonnement (4 Nummern jährlich) öS 120,- (Lit. 12.000).



Chronistenwesen in Südtirol

Birgit Alber und Paul Rösch

In Südtirol gibt es nahezu in jedem Dorf einen Lehrer, der seit Jahren Zeugnisse zur Geschichte seiner Umgebung sammelt, einen Bauern, der die Hofchronik seiner Vorfahren fortführt, jemanden, der alte Photographien vor der Zerstörung bewahrt oder gar Diskussionsrunden der Dorfbevölkerung zu zeitgeschichtlichen Themen veranstaltet und mit dem Tonband festhält. Unter all diesen Leuten, so möchte man meinen, müßte es doch ein leichtes sein, solche zu finden, die bereit wären, auch die Geschehnisse der Gegenwart aufzuzeichnen. Dennoch ist es in Südtirol trotz verschiedener Initiativen bisher nicht gelungen, ein Chronistennetz von der Art aufzubauen, wie es etwa in Nord- und Osttirol schon seit Jahren besteht. Nun wird es vielleicht doch noch gelingen. Die Atmosphäre unter den Initiatoren ist jedenfalls, soweit sie sich festhalten läßt, von Optimismus geprägt. Wahrscheinlich hat dazu auch das Interesse, das dem Projekt von vielen zukünftigen oder schon aktiven Chronisten entgegengebracht wurde, beigetragen.

Alles begann damit, daß sich Ende des letzten Jahres Isidor Tropedeller vom Amt für Weiterbildung, Christian Alton vom Bildungshaus Schloß Goldrain, Paul Rösch vom Tiroler Landesinstitut, LAbg. Robert Kaserer und Hermann Theiner vom Heimatpflegeverein Latsch zusammenfanden, um über die ersten Schritte zum Aufbau des Südtiroler Chronistennetzes zu sprechen. Bald stießen auch Elisabeth Kiem-Lunger vom Bildungshaus Lichtenstern und der Tiroler Landesarchivar Dr. Werner Köfler hinzu. Besonders der Erfahrungsaustausch mit Dr. Köfler und seine Berichte über den Aufbau und die derzeitigen Aktivitäten des Nord- und Osttiroler Chronistenwesens waren in der ersten Arbeitsphase von großer Bedeutung und seine Anregungen und Ratschläge werden uns auch in Zukunft unentbehrlich sein. Vielleicht wäre es durch die Zusammenarbeit mit dem Nord- und Osttiroler Chronistennetz in Zukunft auch möglich, gemeinsame Projekte zu verwirklichen und im allgemeinen den Kontakt der Chronisten nördlich und südlich des Brenners zu fördern.

Die Suche nach Chronisten begann mit der Unterstützung des Bildungshauses Schloß Goldrain zunächst im Vintschgau. Die Aktion "Historische Spürnasen gesucht" fand zahlreiche Interessierte, ebenso das Seminar "Vom Vereinsbuch zum Ortsbuch", das der Nordtiroler Ortschronist Mag. LA Helmut Hörmann für die Schriftführer der Musikkapellen und Feuerwehren des Vintschgaus abhielt.

Am 31. August fand schließlich ein Chronistentreffen auf Schloß Goldrain statt, das erstmals Chronisten aus

ganz Südtirol für unser Projekt gewinnen sollte. Dabei stellte wir den Teilnehmern die von uns geplanten Arbeitsschritte vor und baten die Anwesenden, uns behilflich zu sein, indem sie in ihren Heimatgemeinden potentielle Chronisten ausfindig machten. Dank der Initiative Dr. Köflers gelang es uns auch, einige Teilnehmer für die Arbeit des Gebietsvertreters zu gewinnen: Alois Rastner versprach uns, die Kontakte zu Chronisten des Eisacktales zu vermitteln, Alfred Weiß übernahm den Nonsberg, Albert Innerhofer das Burggrafenamt, Josef Sulzenbacher das Pustertal, Hermann Theiner den Vintschgau und Beatrix Pardeller Raffener das Unterland.

Mit Hilfe dieser Gebietsvertreter werden wir sobald wie möglich versuchen, kleinere Chronistentreffen in allen Talschaften und Gebieten Südtirols zu veranstalten. Das Ziel dieser lokalen Treffen sollte es sein, Interessierte mit unserem Projekt vertraut zu machen, unsere Vorstellungen von den Aufgaben eines Ortschronisten darzulegen und schließlich für jedes Dorf einen Ortschronisten zu finden. Am besten wäre es, wenn sich aus diesen Chronistentreffen schon selbständige Chronistengruppen entwickeln würden, die sich regelmäßig treffen und damit beginnen, sich über ihre Chronistenarbeit zu unterhalten und uns ihre Wünsche über Aus- und Fortbildung mitzuteilen.

Inzwischen sind wir dabei, möglichst viele Adressen von schon aktiven oder potentiellen Chronisten zu sammeln. Diesen Chronisten möchten wir dann eine Art Einführungskurs anbieten, der ihnen eine Vorstellung vom Tätigkeitsfeld und den möglichen Methoden eines Ortschronisten vermittelt, ohne jedoch (wie es schon in der Diskussion des letzten Chronistentreffens gefordert wurde) eine Norm für das Erstellen von Dorfchroniken vorzuschreiben. Wir möchten Hilfe und Anregungen bieten, aber keine Vorschriften geben.

Etwas Schwierigkeiten haben wir bei der Erstellung eines Jahresplans von Chronistenseminaren und -kursen. Wir hatten vor, in Zusammenarbeit mit den Bildungshäusern und der Volkshochschule "Urania" Seminare zu organisieren, die den Chronisten Anregungen und Tips für ihre Dokumentation der Gegenwart, aber auch für ihre historischen Interessen geben sollten. Doch wofür interessieren sich die Chronisten? Welche Fortbildung tut am meisten not? Bei der Beantwortung dieser Fragen werden wir wohl warten müssen, bis sich Chronistengruppen gebildet haben und detaillierte Wünsche laut werden. Allerdings denken wir daran, eine Reihe von Seminaren zu organisieren, von denen wir vermuten, daß sie auf breiteres Interesse stoßen werden, so z.B.



Bildungshaus Schloß Goldrain

einige Treffen zur Arbeit mit historischen Photographien. Auch dem ersten Wunsch von Chronisten aus dem Vintschgau nach einem Kurs zum Verfassen von publikationsreifen Texten, werden wir nachkommen.

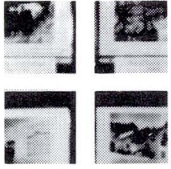
Zum Ziel haben wir uns außerdem gesetzt, den "Tiroler Chronisten" auch in Südtirol zu einem Organ der Chronisten zu machen. Wir werden versuchen, neue Abonnenten zu gewinnen und die Südtiroler Chronisten dazu anregen, mehr Beiträge als bisher für die Zeitschrift zu verfassen. Durch einen Veranstaltungskalender mit chronistenspezifischen Angeboten der Bildungshäuser und der verschiedenen Volkshochschulen wollen wir den "Tiroler Chronisten" zudem zu einem Informationsblatt auch für Südtiroler Chronisten machen. Deshalb soll nun analog zur Nordtiroler auch eine Südtiroler Redaktion des Tiroler Chronisten entstehen.

Wichtig erscheint uns, die Arbeit des Chronisten in Südtirol allgemein aufzuwerten, den "Chronisten" überhaupt erst zu einem allgemein bekannten Begriff zu machen, kurzum, die Südtiroler Öffentlichkeit auf die Wichtigkeit der Chronistenarbeit aufmerksam zu machen. Zu diesem Zwecke werden wir auch die Südtiroler Gemeinden anschreiben und sie bitten, die Chronisten, die in ihrem Gebiet tätig sind, soweit als möglich zu unterstützen.

Genauer zu besprechen wird auch noch die Errichtung des geplanten Chronistenzentrums in Schloß Goldrain sein. Eine Fotokopiermaschine, Reproduktionsgeräte für Photographien und eine Fachbibliothek sollten dort den Chronisten zur Verfügung stehen. Außerdem wäre eine Zentrum, in dem alle Fäden und Informationen zusammenlaufen, geradezu die Voraussetzung für ein effizientes Chronistennetz. Doch die Finanzierung der Personal- und Einrichtungskosten muß erst geklärt werden. Einstweilen bleibt die Anlaufstelle für alle am Chronistenwesen Interessierte:

Tiroler Landesinstitut
Haus der Kultur Walther von der Vogelweide
Schlernstr. 1
39100 Bozen, Tel.: 0471/971904





Ein Chronikschaukasten

Karl Hofer

Bei einer Bezirkschronistentagung machte unser Vorsitzender Dr. Köfler den Vorschlag, in einem Schaukasten die Gemeindechronik sozusagen in laufender Ausstellung der Bevölkerung vorzustellen.

Wir griffen die Idee auf und berichteten im Verlauf der letzten vier Jahre in fünfzig Themen über aktuelles und geschichtliches Gemeindegeschehen.

Zum Anfang war die Gelegenheit günstig. Ein unbenützter Vereinsschaukasten im Vorraum des Gemeindefamtes stand zur Verfügung. Weil auch Post, Bank und Verkehrsverband im selben Haus sind, ist die Lage des Schaukastens optimal. Später ließ die Gemeinde an geeigneter Stelle im Vorraum einen eigenen Chronikschaukasten anbringen. Er hat auch den Vorteil, nicht sonnenbeschienen zu sein. Er ist zweiteilig. Es kann daher gelegentlich auch nur eine Hälfte benützt werden, wenn

das Bildmaterial des Themas für den ganzen Kasten nicht ausreicht. Beleuchtet ist er mit indirektem Tageslicht oder elektrisch. Innenmaß zweimal 95 x 75 cm. Innenwand korkbeschichtet.

Zu den Schaukastenthemen: Gab es ein aktuelles Thema, so wurde dies ausgestellt; wenn nicht, wurde ein Thema aus dem Bildarchiv zusammengestellt. Bildgröße meistens 18 x 24 cm beschnitten und auf DIN A 4 Zeichenkarton aufgeklebt. Legende dazu separat auf Zeichenkartonstreifen mit Tusche und Redisfeder darunter oder daneben. Fotos chronikgerecht in Schwarzweiß auf Barytpapier. Farbabzüge nur gelegentlich, wenn es auf Farbwiedergabe ankommt (Bilder, Trachten, Obstsorten etc.). Zeitaufwand zur Gestaltung eines Kastens durchschnittlich 2 Stunden. Themenwechsel monatlich.

Ein besonderer und unerwarteter Erfolg des Chronikschaukastens ist der Zuwachs des Vertrauens der Bevölkerung zum Chronisten. Es werden nun private Bildvorlagen zur Reproduktion angeboten, zu denen es früher keinen Zugang gab, meistens unter der Bedingung: nicht für die Zeitung, nur für die Gemeindechronik.

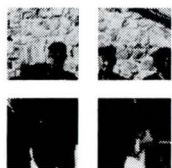


Der Chronikschaukasten im Gemeindehaus Haiming im Juli 1990

Die Schaukastenthemen, wie sie bei uns angefallen sind:

Neue und alte Kapellen
Autobahnbauten in Haiming
Unsere Obstsorten
Die Friedhöfe
Unsere Vereinsobmänner
Marienbilder und Engel
Winterlandschaft
Fasching, früher und heute
Marterln und Bildsäulen
Fenster, Türen und Balkone
Der Kreuzweg in Tisens von Josef Randolf
Die Rosenkranzmedaillons in der Pfarrkirche
Brotbacken bei "Hanseles" Rafting
Die Ortsteile Haimings
Pfarrerabschied - und Estand
Erntedank Feldringalpe
Werke Jakob Auers
Werke Franz Schweigls
Personen und Gruppen I
Personen und Gruppen II
Personen und Gruppen III
Tiefbrunnenbau in Magerbach
Alte bäuerliche Geräte
Bürgermeister Stigger
50 Jahre Kirchenrenovierung außen I
Alte Häuser

Kirchenrenovierung außen II
Lagertreffen Haiming I
Lagertreffen Haiming II
Haiminger Markttage
Krippen
Die Schulen der Gemeinde I
Die Schulen der Gemeinde II
Firmung
Pfarrfest
Gebirgslandschaft
Restaurierung des Christophorus
Der häßliche Transformator
Brückenbau in Brunau
Haiminger Alm
Alte Klassenbilder I
Der Goaßschartlesgrat
Alte Klassenbilder II
Hochwasser im März
Alte Feuerwehnbilder I + II
Wo man früher eingekauft hat
Mode der Großeltern und Urgroßeltern



Galtür 1938, 1939 und 1940

Exzerpt von Josef Walser aus der Privatchronik des
Galtürer Chronisten Erich Lorenz

Gleich nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht wurden in Galtür 12 Zollbeamte stationiert. Drei Zollhäuser wurden in aller Eile gebaut. Der Gemeinderat wurde umgebildet und eine nationalsozialistische Ortsgruppe ins Leben gerufen.

Vorerst schienen alle zufrieden zu sein. Viele Gäste kamen ins Dorf, es gab gute Verdienstmöglichkeiten und hohe Viehpreise und die Schulden konnten bezahlt werden.

Am meisten begrüßt wurde von allen Paznauner Gemeinden, daß die Talstraße ins Reichsstraßennetz übernommen wurde. (Die Gemeinden Galtür, Ischgl, Kappl und See waren nämlich die Eigentümer der Talstraße und waren bisher für ihre Erhaltung verantwortlich!)

Erste Unzufriedenheit trat auf, als die Eltern der Gymnasiasten benachrichtigt wurden, daß die kath. Internate aufgelöst und die Professoren entlassen worden seien. Die Eltern mußten nun für ihre Söhne andere Schulen suchen.

Zu Weihnachten 1938 strömten so viele Urlauber nach Galtür, wie sie das Silvrettadorf noch nie gesehen hatte.

Alle Quartiere waren bis zum letzten Diwan besetzt. Die Gäste kauften in den Geschäften alle Waren auf. Die gesamte Wintersaison 1938/1939 war als sehr gut zu bezeichnen.



Arbeitstrupp vor der hochalpinen Unterkunft des "Grenzschutzes" bei der Jamtalhütte im Jahre 1940. Die ehemalige Grenzschutzhütte dient heute den Zöllnern und Alpingardern als Hochgebirgsschule.



*Auf der Bieler Höhe, 2.021 m;
In der Mitte des Bildes sehen wir den Ochsenboden. Er ist heute vom Wasser des Silvrettastausees überflutet.*

Politisch kamen allerlei Vorschriften, die sich hauptsächlich gegen die Kirche richteten. Das Läuten der Glocken, das Durchführen von Prozessionen, Kreuzgängen usw. wurde verboten. Die Galtürer befolgten aber manches nicht. Unter den stationierten Zollbeamten waren einige sehr nationalsozialistisch gesinnt und meldeten alles der Kreisleitung.

Gegen Frühjahr 1939 mußten die Jahrgänge von 1890 ab zur Musterung. Diese Aktion löste bei der Bevölkerung Mißtrauen aus. Am 24. August 1939 mußte Franz Türtscher seine Lastwagen samt den Lenkern der Wehrmacht zur Verfügung stellen.

Am 27. August 1939 wurde der sogenannte "Grenzschutz" einberufen. Beinahe alle Jahrgänge von 1895 bis 1908 wurden zur Bewachung der Schweizer Grenze eingesetzt. Einige kamen zur Flugwache nach Kappl, wo eine Beobachtungsstelle war.

Lebensmittel-, Kleider- und Raucherkarten wurden eingeführt.

Den Bau von Energiekraftwerken trieb man mit aller Kraft voran. Die Illwerke begannen mit dem Bau des Silvrettastausees. Kriegsgefangene wurden eingesetzt. Auch eine Strafkompagnie befand sich im "Silvrettadorf" beim Madlenerhaus. Diese wurde streng bewacht. Die Essenszuteilungen waren schwach. Den Kriegsgefangenen ging es besser.

Zu Kriegsbeginn mußte am Abend verdunkelt werden. Die Zollbeamten überprüften das. Im Kriegswinter 1939/40 besuchten noch viele Gäste unser Dorf.

1940: Die Illwerke errichteten im Bereich des "Stanahofes" und des heutigen Gasthauses "Gemsspitze" ein großes Baulager mit verschiedenen Werkstätten. Dies war der Anfang der (späteren) Bachüberleitungen. Von Partenen übers Zeinisjoch wurde mit dem Bau einer Hochspannungsleitung begonnen.

In den südlichen Seitentälern des Paznaun entstanden an den wichtigsten Grenzübergängen Stützpunkte.



Simoni Mra
Hs. 1, 17

P. Dec
7 IV)

Bericht
handsch

über
rittllich
heit

Zum Quellenwert barocker Mirakelbücher

Ingo Schneider

I.

“Den 9. Junij 1737 kamme anhero auf die Waldrast zu unserer Gnadenmutter schuldigsten Dankh zu sagen Elisabeth Krimerin von Mittenwald, bekennend was gestalten sie verwichenes Jahr acht ganzer Täg lang mit Geburtsschmerzen behaftet nit kunte entbunden werden, also das so wol sie die Mutter, als auch das Kind in augenscheinliche Tods=gefahr gerathen. Weilen dann keine menschliche Hilf mehr übrig, habe sie ihre Zuflucht anhero zur Mutter des Lebens genohmen, nebst Verlobnus einer Wallfahrt, hl. Beicht und Communion, gleich darauf habe sie glücklich gebohren, und das Kind den Frauentauff empfangen. ita producta mulier retulit suo confessario R.P. Simoni Mra. P. Benignus Mra. p.s. scriptor Convent.”
(WMB Hs.1, 1737 IV)

Dieser Bericht über eine schwere Geburt stammt aus einem handschriftlichen Mirakelbuch der Wallfahrt Maria Waldrast im Stubaital.¹ Es ist ein beliebig austauschbares, aber durchaus typisches Beispiel einer Mirakelerzählung, wie sie zu vielen Tausenden an Wallfahrtsorten aufgezeichnet und in handschriftlichen und gedruckten Mirakelbüchern auf uns gekommen sind. Was sagt uns ein solcher Bericht heute? Welchen Informationswert hat er und welche Fragen wirft er auf? Zunächst einmal erfahren wir Namen und Herkunftsort der Votantin sowie das genaue Datum der Danksagung, weiters das Anliegen, in dem sich die mitteilende Person erhört fühlte. Nach der Darstellung der Ausweglosigkeit der Situation folgt das Verlöbnis zur Waldraster Gnadenmutter und unmittelbar darauf die glückliche Entbindung. Dies alles, vor allem aber die Schilderung der Aussichtslosigkeit menschlicher Hilfe² und die plötzliche Wendung zum Guten nach Ablegung des Gelübdes sind konstituierende, durchgängige Elemente von Mirakelberichten. Schon interessanter ist die Information, daß “das Kind den Frauentauff empfangen” habe. Frauentaufe bedeutet Taufe durch die Hebamme, also Nottaufe, und eine solche wurde nur in Notfällen, wenn der baldige Tod des Neugeborenen zu befürchten war, gespendet. Dies führt zu einer ersten, im Mirakelbericht offen bleibenden Frage. Wir wissen zwar, daß die Mutter die Geburt überlebte, vom Schicksal des Kindes erfahren wir dagegen nichts. Aus vergleichbaren Berichten ist aber bekannt, daß eine Geburt auch dann als glücklich und mirakelwürdig galt, wenn das Neugeborene nach Empfang der Nottaufe selig im Herrn verschied, und dies dürfte ja in Fällen, in denen die an sich geringer geschätzte Frauentaufe angezeigt war, nicht selten eingetreten sein. Noch deutlicher tritt uns das ungeheure Gewicht, welches man in früheren Zeiten dem Taufsakrament beimaß, in den auch in

den Mirakelberichten immer wieder dokumentierten Taufen todgeborener Kinder entgegen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.³ Neben den explizit bekannt gewordenen Fällen, kann man aber annehmen, daß auch bei manchen Frauen- bzw. Nottaufen das Kind fast oder gar nicht mehr lebte. Ungeklärt bleibt weiters die eigentliche Ursache der Geburtskomplikationen. Auch das ist charakteristisch für derartige Mirakel. Meist lesen wir nur von mehrtägigen Geburtsschmerzen, die die Gebärende und alle Umstehenden den Glauben an einen positiven Ausgang für Mutter und Kind verlieren und die dem Verlöbnis folgende unerklärlich leichte Geburt umso mirakulöser erscheinen ließen. An dieser Stelle drängt sich die für die Mirakelforschung grundlegende Frage auf, ob einer möglichst genauen Abklärung der Krankheitsursachen und anderen Erhörungsgründe und im weiteren einer statistischen Auswertung der Anliegen, aber auch anderer Daten wie Beruf, Geschlecht und Herkunft der Wallfahrer überhaupt eine so große Bedeutung beigemessen werden soll, wie dies in der bisherigen Literatur überwiegend geschah.⁴ Die Formulierung der Frage läßt wohl schon die Ansicht des Verfassers erkennen. Ich meine, daß es bei der Erforschung von Mirakeln Dinge gibt, die vorrangig zu behandeln sind, daß wir das Hauptaugenmerk von einer quantitativen Auswertung mit all ihren Imponderabilien zu einer qualitativen Betrachtung der Mirakel verlagern müssen. Im Mittelpunkt eines solchen Ansatzes stehen die Fragen nach Mentalität und Geisteshaltung von Gläubigen und Klerus, nach der Qualität der aus den Mirakeln sprechenden Wirklichkeit, nach Wunderglauben und Wunderbedürfnis früherer Zeiten und davon ausgehend auch der Gegenwart.

II.

Es ist hier nicht der Raum, um in eine nähere Diskussion über Begriff und Geschichte des Mirakels einzutreten. Einige grundsätzliche Anmerkungen zu den Entstehungs- und Gebrauchszusammenhängen⁵ sowie zur Definition dieser Gattung sind aber dennoch notwendig. Die Anfänge der Mirakelaufzeichnungen reichen in Antike und Frühchristentum zurück. Während aus dem Mittelalter in erster Linie Mirakel im Anhang von Heiligenviten überliefert sind, setzen in der frühen Neuzeit verstärkt Mirakelaufzeichnungen an lokalen Nahwallfahrtsorten ein. Blütezeit des Mirakelwesens war das Zeitalter des Barock. Den Untergang brachte(n) die Aufklärung, in Österreich die josephinischen Reformen, die zur temporären Auflösung der meisten Wallfahrtsorte geführt hatten.⁶ Eine Fortsetzung findet die Auf-

zeichnung von Mirakeln in den Gebetserhörungen unserer Zeit, die in zwei Quellengruppen begegnen: einmal in den an einigen Wallfahrtsorten aufgelegten Eintrage- oder Anliegenbüchern; zum anderen in bestimmten religiösen Schriften, Zeitschriften und Schriftenreihen und vor allem in der religiösen Traktatliteratur der kirchlichen Schriftenstände. Bei diesem Schrifttum handelt es sich meist um Postulationsschriften, die der Bekanntmachung und Ausbreitung neuer Heiligenkulte dienen und neben der Mitteilung bereits geschehener auch zur Bekanntgabe neuer Erhörungen auffordern.⁷

Das Mirakel wird im folgenden als eine eigenständige Erzählgattung aufgefaßt, die enge Verwandtschaft zur Sage aufweist. P. Assion definierte das Mirakel treffend "als in sich geschlossene Erzählung..., in der Erlebnisse Gläubiger mit den oder dem aus dem Jenseits wirkenden Heiligen geschildert werden."⁸ Ein bestimmendes Merkmal der Gattung ist der ihr innewohnende (durchgängige) Realitätsanspruch. Der Zuhörer bzw. Leser soll keinen Zweifel hegen, daß sich die geschilderten Ereignisse auch wirklich so zugetragen haben. Die genaue Angabe der Personalien (Name, Alter, Stand, Herkunftsort) der erhörten oder der eine Erhörung mitteilenden Person und die in vielen Mirakelberichten betonte Nennung von Zeugen des wundersamen Ereignisses dienen der Untermauerung dieses Anspruchs. Von grundlegender Bedeutung für eine Analyse der Gattung ist weiters, daß die Gebetserhörungen zwar zunächst niedergeschrieben wurden, um öffentlich von der Kanzel verkündet zu werden, daß sie aber ausschließlich in literarisch tradierter Form auf uns gekommen sind. Es gilt daher, die genauen Umstände der Niederschrift, also der Aufzeichnung von Erhörungen, der Entstehung der Mirakelberichte und im weiteren der Mirakelbücher festzustellen. Zu diesen für eine Beurteilung des Quellenwerts von Mirakelbüchern entscheidenden Fragen möchte diese Arbeit einige Überlegungen anstellen, bzw. beispielhaft Belegmaterial darbieten.

Kehren wir zunächst noch einmal zum obigen Beispiel der Errettung aus Geburtsnöten zurück, um das Augenmerk auf den oben genannten Realitätsanspruch bzw. die Frage nach der in den Mirakeln zu erkennenden Qualität der Wirklichkeit zu lenken. Der eingangs wiedergegebene Bericht gibt Nachricht vom Eintreten eines für alle Anwesenden wunderbaren Ereignisses. Angesichts einer aus der Sicht der Betroffenen ausweglosen Situation erfolgt die Hinwendung zur Muttergottes und unmittelbar darauf die glückliche Geburt, welche wiederum aus der Sicht der Betroffenen wohl nicht anders als durch das Erklärungsmodell des Wunders gedeutet werden kann. Aus theologischer Sicht ist das Mirakel (lat. *miraculum*) freilich vom kirchenrechtlich untersuchten und anerkannten Wunder (lat. *mirum*) zu trennen. Im Gegensatz zum theologisch abgesicherten Wunder liegt der Wahrheitsgehalt des Mirakels, der einfachen Gebetserhörung, lediglich im subjektiven Ermessen der/des Betroffenen bzw. der Person, die eine Erhörung mitteilt.⁹ Für diese ist die theologische Unterscheidung *mirum* oder *miraculum* aber gar nicht nachvollziehbar und letztlich auch irrelevant. Für den in

einen reißenden Bach gefallenen Nichtschwimmer, den Todkranken oder die mit dem Tode ringende Kindbette-rin ist die Rettung oder Heilung immer ein Wunder, ganz gleich ob wir im Nachhinein Zweifel an der Ausweglosigkeit der Lage hegen, ob wir mutmaßen, daß der Ertrinkende auch ohne Verlöbnis einen rettenden Ast erwischte hätte oder die Geburt auch ohne göttliche Hilfe zu einem glücklichen Ende gelangt wäre. So kann die Frage nach dem Wahrheitsanspruch und Wirklichkeitsgehalt dieser Erzählungen nicht gestellt werden. So läßt sich auch keine Grenze zwischen Einbildung und Realität ziehen. Für die Betroffenen handelt es sich allemal um Wirklichkeit, um subjektive, geglaubte Wirklichkeit. Für sie sind diese Geschichten deshalb auch wahr. R. Habermas bringt diese Überlegungen auf den Punkt, wenn sie schreibt: "In den Wundern artikuliert sich keine vergangene Realität, die es zu rekonstruieren gilt, und keine bloße Imagination. Hier drückt sich eine bestimmte Deutung von Realität aus, eine bestimmte Erfahrungsweise von Realität, die erst durch das Deutungsmuster des Wunders zur Realität wird."¹⁰

Mirakelberichte sind so gesehen glaubwürdige Quellen für den Wunderglauben, mehr noch das Wunderbedürfnis vergangener Zeiten.¹¹ Angesichts der Fülle handschriftlicher und gedruckter Mirakelbücher stellt sich nun aber die Frage, wie mit diesem Wunderglauben bzw. Bedürfnis nach Wundern verfahren wurde, inwieweit Mirakel für kirchliche, kultfördernde Zwecke instrumentalisiert wurden, bzw. zuerst wessen Interesse denn eigentlich am Beginn der Aufzeichnung von Mirakeln stand: das private Interesse derjenigen, die sich in ihren Anliegen erhört fühlten oder das Interesse der die Wallfahrten betreuenden Geistlichkeit, solche Wunderzeichen zu sammeln und öffentlich von der Kanzel zu verkünden. Für die Vergangenheit fanden diese zur Beurteilung des Quellenwerts von Mirakelbüchern doch wesentlichen Fragen bisher kaum Beachtung.¹² Es spricht allerdings vieles dafür, daß konkrete kirchliche Interessen am Beginn der Anlage von Mirakelbüchern standen. Es ist unbestritten, daß die einmal aufgezeichneten Mirakel gezielt als Beweismittel für die Wirkungsmächtigkeit eines Heiligen oder der Muttergottes, also zur Förderung eines spezifischen Wallfahrtskultes eingesetzt wurden. Hier liegen die Gründe für das öffentliche Verkünden von Mirakeln von den Kanzeln der Wallfahrtskirchen ebenso wie für den Vertrieb von Mirakelflugblättern, -broschüren und -büchlein. Unbestritten ist ebenso, daß die Wallfahrer vielfach vehement zur Mitteilung von Erhörungen aufgefordert wurden. Zahlreich sind die Beispiele, in denen wir von der "heiligen Pflicht"¹³ der Wallfahrer, ihre Erhörungen mitzuteilen, unterrichtet werden. Und die göttlichen Sanktionen bei Unterlassung dieser Pflicht reichen von abermaliger Erkrankung bis zum Tod des undankbaren Erhörten.

III.

Wenden wir uns nun den in der Literatur bisher vernachlässigten näheren Umständen der ersten Mitteilung und Niederschrift von Mirakeln sowie der Übertragung in die handschriftlichen Mirakelbücher zu. Meine dies-

bezüglichen Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Die nachfolgenden Ausführungen sind daher als erste Ansätze zur Klärung dieses Problemfeldes zu betrachten.¹⁴ Eines läßt sich allerdings jetzt schon mit Sicherheit sagen. Auch in den handschriftlichen Mirakelbüchern haben wir es bereits mit Erzählungen aus zweiter oder dritter Hand zu tun! Die Mirakel der Handschriften sind eindeutig als stilistisch, formal und inhaltliche Bearbeitungen der ersten mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen zu betrachten! Für diese erste Mitteilung kommen mehrere Möglichkeiten in Frage. In der Literatur lesen wir meist nur, die Votanten seien in die Sakristei gekommen, um eine Erhörung mitzuteilen, so z.B. in einem bayrischen Mirakelbuch aus dem Jahre 1759: "... und preiset die empfangene, große Gnad öffentlich in der Sacriytey vor allen Umstehenden."¹⁵ Für die Frage der ersten Niederschrift exakter ist der bei mehreren Autoren angeführte Hinweis auf lose Zettel, die entweder von Wallfahrern direkt irgendwo in der Wallfahrtskirche hinterlegt wurden oder auf die ein Wallfahrtsgeistlicher eine Mitteilung zuerst für sich notierte.¹⁶ Daneben gab es auch Fälle, in denen durch einen Brief von einer Erhörung Mitteilung gemacht wurde. D. Harmening erwähnt noch eine weitere Möglichkeit der ersten Mitteilung eines Gnadenerweises, nämlich daß ein Mirakel "erzehlet nach der H. Beicht"¹⁷, also wohl dem Beichtvater anvertraut worden sei.

Anhand von Beispielen aus den Mirakelbüchern von Maria Waldrast möchte ich nun auf die drei genannten Möglichkeiten der ersten Bekanntgabe eines Mirakels etwas näher eingehen. Ich beginne mit der zuletzt genannten, der Mitteilung an den Beichtvater. In den handschriftlichen Mirakelbüchern von Maria Waldrast ist der Hinweis auf den Beichtvater bzw. die Mitteilung einer Erhörung während oder nach der Beichte auffallend häufig festzustellen. In den gedruckten Fassungen fehlt jede Erwähnung davon. Hier zeigt sich die Notwendigkeit des Vergleichs von handschriftlichen und gedruckten Mirakelbüchern einer Wallfahrt. Die für uns interessante Angabe steht in den Handschriften meist am Ende der Berichte. Da heißt es z.B.: "... nach verrichteter Beicht ihrem Beichtvatter R.B. Simoni Trostberger getreulich angedeutet" (WMB Hs.1, 1737/IX); "ita idem retulit confessorio suo R.P. Cahsiano Mra." (WMB Hs.1, 1739/30); "also hat diese Guetthat mir P. Venantio als Beichtvatter angezeigt ... M. Fortschellerin selber..." (WMB Hs.1, 1740/40). Nach dem Beichtvater wird in den handschriftlichen Berichten von Maria Waldrast meist noch ein zweiter Geistlicher angeführt, dessen Funktion aus einem nicht in allen Fällen vorhandenen Zusatz in lateinischer Sprache hervorgeht; z.B. "J. Venantius Mra.p. scriptor" (WMB Hs.1, 1739/25); "J. Venantius Mra.p.T. scriptographus Marianus" (WMB Hs.1, 1739/26), wobei dieser Schreiber im Laufe des Zeitraums, aus dem die Mirakelbücher erhalten sind, mehrmals wechselt. Hier handelt es sich also um jenen Geistlichen, der die Erhörungen erstmals zu Papier brachte. Diesen Hinweisen ist allerdings nicht zu entnehmen, daß diese erste Verschriftlichung bereits mit der Eintragung ins Mirakelbuch gleichzusetzen wäre. Dagegen spricht, daß der Name des angegebenen Schreibers häufig wechselt, während der Schriftzug in den Mirakelbü-

chern jeweils über viele Seiten einheitlich bleibt. Die Übertragung ins handschriftliche Mirakelbuch scheint also in größeren Abständen, eventuell einmal jährlich (?) gesammelt vorgenommen worden zu sein. Dabei ergab sich - rein theoretisch - die Möglichkeit einer ersten Auswahl, einer Zensur der mitgeteilten Erhörungen. Das gesammelte Eintragen in bestimmten Abständen ist auch aus anderen Wallfahrtsorten bekannt. So berichtet K.-S. Kramer über die Mirakelbücher der bayerischen Wallfahrt Maria Grafrath, daß die ersten ca. 5000 Eintragungen von 1444-1499 allesamt im Jahr 1499 von einer Hand aus den jährlichen Konzepten nachgetragen wurden.¹⁸ Und R. Böck stellt bei einem Mirakelbuch der Wallfahrt Maria Stern in Taxa fest, das gesamte Buch mit 4318 Mirakeln "sei sorgfältig von der gleichen Hand geführt und offenbar von älteren Berichten, die allerdings nicht aufzufinden waren, abgeschrieben."¹⁹

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß in Maria Waldrast die erste Mitteilung einer Erhörung vielfach an den Beichtvater erfolgte, der somit nach dem Votanten als originärem Erzähler, das zweite Glied in der Überlieferungskette darstellte. Ob der Beichtvater einen glaubwürdigen Gewährsmann und der Beichtstuhl eine angenehme Erzählgelegenheit abgaben, ist allerdings sehr zu bezweifeln. Für die eigentliche Verschriftlichung kommen nun zwei Möglichkeiten in Frage: Der Beichtvater ging mit dem Votanten direkt zum Schreiber. Dies kann aus einzelnen Textstellen wie z.B. "so er selbst angesetzt im Beysein R.P. Cahsiani Mra. [= Beichtvater] die... J. Venantius Mra. scriptographus" (WMB Hs.1, 1740/53). Es ist aber auch möglich, daß der Beichtvater erst später den Schreiber aufsuchte und entweder aus dem Gedächtnis oder nach kurzen Notizen auf losen Zetteln die ihm anvertrauten Berichte mitteilte, worauf dann beide zusammen oder eben der Schreiber allein den Mirakelbericht abfaßte(n). An dieser Stelle vollzieht sich die eigentliche Textproduktion, und es liegt auf der Hand, daß diese erste Verschriftlichung wesentlich vom subjektiven Form- und Gestaltungswillen und der religiösen Phantasie des Schreibers bzw. des Beichtvaters und dem Gedanken an die öffentliche Verkündigung zur Förderung des Kultes geprägt wurde. Aufgrund verschiedener formaler und stilistischer Merkmale, wie immer wiederkehrender stereotyper Wendungen, bestimmter Wortwahl und eines bewußt auf Spannung und Hervorhebung des Wunderbaren des Ereignisses abzielendes Aufbaus der Mirakelberichte lassen sich die Eintragungen in den handschriftlichen Büchern jedenfalls eindeutig als Bearbeitungen, als Erzählungen aus zweiter Hand erkennen. Auch der handschriftliche Mirakelbericht kann also nicht als unmittelbare, authentische Quelle aufgefaßt werden.

Wie schon erwähnt konnte die Mitteilung einer Erhörung auch in Briefform erfolgen. Dabei kam es nicht selten vor, daß Ortsgeistliche diese Briefe über wunderbare Ereignisse in ihrer Gemeinde verfaßten und an den betreffenden Wallfahrtsort schickten. In den Wallfahrtsbüchern von Maria Waldrast findet sich dazu ein interessantes Beispiel, bei dem der zugrundeliegende Brief direkt neben der daraus verfaßten Eintragung ins Mirakelbuch eingeklebt und vom Schreiber mit dem Vermerk

"testimonium huius beneficii hisce litteris confirmatur" versehen wurde. Nach der Anrede an den Pater Vikar lautet der Brief folgendermaßen:

"Eure Hochwürden deitten mir nicht üblen, daß mit gegenwärtigem Schreiben zu belästigen mich erköckhe, die Ursach dessen ist wie folgt. Schon bereits vor 3/4 tel Jahr hatte ein allhiesiger Waffenschmied mit Namen Christian Schenher von Flaurling das Unglick, daß ihme bey seiner Schmidarbeit unversehens ein glühendes Eisenstücklein in das Aug hineinsprizet, das er also gleich an selben kein Taglicht mehr gesechen, mit so grimmigen Schmerzen auch bey angewändeten allen zeitlichen Hilfsmitteln drey ganzer Tag lang, als wollt er von Sinnen kommen, in diser eissristen Noth fallet ihme ein die gnadenreiche Muter von der Waldrast, er verlobet derselben zu Ehren auf eigenen Unkosten ein Kapelle zu bauen, gleich nach disen Gelübd noch selbe Nacht fallet von sich selbst das Eisen Stücklein aus dem Aug heraus ohne mindester Verletzung desselben, also zwar, das er den Tag darauf ohngehindert seine Arbeit hat fortsetzen können. Gott und Maria der gnadenreichen Muter auf der Waldrast sei unendlich Dank gesagt. Nun hat obgedachter Christian Schenher bereits sein Gelübd erfüllet, da er mit Bewilligung hochgeistlicher Obrigkeit von Brixen schon wirklich die verlobte Kapelle aufgebauet. Gleichwie aber zu solchen Ende eine Bildnus der Wundertätigen Muttergottes von Waldrast unentbehrlich vonnothen, also habe bey Überbringern dieses eine dergleichen verfertigen lassen mit demütigster Bitte dise Copia an der gnadenreichen Bildnus anzuriehren, und dessen erfolgs halber eine schriftliche authentica mir unbeschwert zuekommen zu lassen; ich getröste mich um so mehr diser Gnadengewehre (?), da mir satsam bekant, daß Euer Hochwürden die Ehre Maria zu erweitern ein besonders Verlangen tragen, in Anhoffnung also diser Bitte Erhörung nebst Wiederholung derselben mich g(ehor)samst empfelehend beharre

Flauerling den 22^{ten} August 1770
Euer Hochwürden g(ehor)samster Diener
Johann Baptist Fritz, Cooperator." (WMB Hs.2)

Der aus dem Brief verfaßte Mirakelbericht beginnt mit folgender Einleitung, die auf das öffentliche Verkünden von der Kanzel hinweist: *"Unsere Gnadenreihe beschliessen wir mit jenem, das der Hochwürdige Herr Johan Baptist Fritz, dermalig best meritierter Cooperator zu Flauerling unter den 22 Augusti einberichtet. Vernehmet seine Worte:"* (WMB.Hs.2, 1770, 64) - Im Anschluß wird der erste Teil des Briefes, die eigentliche Mirakelerzählung, von *"Schon bereits vor 3/4 tel Jahr..."* bis zu *"...die verlobte Kapelle aufgebauet"* in wörtlicher Abschrift wiedergegeben. Es erfolgte also keine Überarbeitung durch den Mirakelschreiber. Dies war im vorliegenden Fall auch nicht nötig, da der briefschreibende Cooperator bereits einen perfekten Mirakelbericht geliefert hatte. Der Brief enthält aber noch weitere, interessante Informationen, die in den Mirakelbericht nicht aufgenommen wurden. Der Waffenschmied Schönherr hatte nämlich für die von ihm gestiftete Kapelle eine Kopie der Waldraster Madonna anfertigen lassen, und wollte diese, damaligem Brauch ent-

sprechend, am Original anrühren lassen, damit ein Funken der Wirkungsmacht der Waldraster Madonna sich auf die Nachbildung übertrage. Also hatte er die Verfertiger der Kopie nach Maria Waldrast geschickt und ihnen den oben wiedergegeben Brief des Cooperators mitgegeben, in welchem nach dem Mirakel das Anliegen der Anrührung der Kopie am Original sowie die Bitte um ein Beglaubigungsschreiben dieses Vorgangs vorgetragen wurden. *"...also habe bey Überbringern dieses (Briefes) eine verfertigen lassen mit demütigster Bitte dise Copia an der gnadenreichen Bildnus anzuriehren, und dessen erfolgs halber eine schriftliche authentica mir unbeschwert zuekommen zu lassen..."* Der eigentliche Anlaß für den Brief war also nicht der Wunsch, die Erhörung an sich mitzuteilen, sondern die Anrührung der Kopie am Gnadenbild. Hinsichtlich der kultfördernden Absichten der Wallfahrtsgeistlichen ist weiters der Satz am Ende des Briefes von Interesse: *"...ich getröste (wohl getraue; I.S.) mich umso mehr diser Gnadengewehre, da mir satsam bekant, daß Euer Hochwürden die Ehre Maria zu erweitern ein besonders Verlangen tragen,..."* Das Bestreben des die Wallfahrt betreuenden Ordens²⁰, den Ruhm der Waldraster Muttergottes zu erweitern, scheint also allgemein bekannt gewesen zu sein.

Die erste Niederschrift einer Erhörung konnte, wie schon erwähnt, auch auf lose Zettel erfolgen. So findet sich z.B. im *"Liber miracolorum S. Simperti"* aus dem 15. Jahrhundert ein Hinweis auf solche Zettel. Der Verfasser des Mirakelbuches wendet sich an den Pater Prior mit den Worten: *"Eine ganze Kiste von Zeteln (cartulae) hast du, aus denen der Prediger Wundertaten des H. Simpert verkündet hat."*²¹ Auch in einem gedruckten Mirakelbuch von Maria Waldrast wird mehrfach auf sogenannte Motivzettel hingewiesen.²² Das Büchlein ist, wie dies bei derartigen Schriften üblich ist, nach Anliegengruppen untergliedert. Am Ende der einzelnen Kapitel mit ausführlich erzählten Mirakeln findet sich jeweils noch eine Auflistung nicht weiter ausgeführter Gebeterhörungen. Da heißt es z.B.: *"ein Motivzedel in einem Umstande, da alle menschliche Hülfe vergebens"* (1771); *"ein Motivzedel in einem großen Kreuze"* (1773); *"ein anderer Dankzedel einer Person in München in einem großen Anliegen"* (1773); *"ein Motivzedel von zween Eheleuten zu Innsbruck in todesgefährlichen Umständen"* (1774). In diesen Fällen wurde offenbar nur ein Zettel mit einer knappen Angabe über den Anlaß der Wallfahrt hinterlegt, ohne ein Gespräch mit einem Geistlichen zu führen.

Es liegt auf der Hand, daß diese losen Zettel normalerweise nicht erhalten geblieben sind. Vermutlich wurden sie vielfach auch gar nicht länger aufbewahrt. Daß ich in einem handschriftlichen Mirakelbuch von Maria Waldrast dennoch einen solchen Zettel fand, der noch dazu völlig frei an einer beliebigen Stelle des Bandes eingelegt war, ist so gesehen schon als glücklicher Zufall zu werten. Es gelang den aus den Angaben auf dem Zettel verfaßten Mirakelbericht in der Handschrift und im weiteren auch eine Druckversion davon aufzufinden, so daß der Werdegang eines Mirakels von der stichwortartigen Notiz bis zur gedruckten Fassung verfolgt werden konnte. Die Erzählung handelt vom mehrmaligen Er-

scheinen und der Erlösung einer Armen Seele. Obwohl dieser Erzählkern im wesentlichen in allen Versionen vorhanden ist, weichen sie doch in mehrfacher Weise erheblich voneinander ab. Ein Vergleich der drei Fassungen bringt interessante Ergebnisse:

Fassung 1 (auf losem Zettel, eingelegt im WMB Hs. 2):

13. Febr. (uar) Anna (Christ)ina Fodermayrin et Maria Clara Fod(er)mayrin die jüngste. Peter Paul. mortus 20 anno an der Langssucht (wohl Lungssucht) circa fest(um) Joan(nis) Baptist(ae) 1769. Erschne Jacob Schesser bey den Ambtman, dessen die 2 Töchter seind. Erschien 5 mahl, begehrt auch ein Wallfahrt anhero durch die jüngste Schwester und ein h(eilige) Meß. Nebst andern Verlobungen auf Versprechen alles zu entrichten ist er den anderten Tag ganz weis dem Gefangenen erschnein und hat solches gedanket. Von 3-Königen bis Heilige) Dreifaltigkeit soll die Kirchfahrt abgelegt werden, sonst, sagte selber, müsse er noch 36 Jahr laiden.

Anna Christina Fod(er)mayrin
Maria Clara Fodermayrin

Fassung 2 (aus WMB Hs.2, 1770/71):

Um das Fest des h(eiligen) Johannes des Täufers ist zu Murna(u), einem Marktflücken in Bayrn Peter Paul Fordermayr 1769 im 20. Jahr seines Alters in Gott seelig/wie man glauben kunnte/entschlaffen, ohne das ein fernere Bekümmernus wegen seiner Seelen jemand eingefallen wäre. Es scheint aber, es müsse das all durchsehende und schärfste Auge Gottes in der Seele Mackeln entdeckt haben, welche genug waren, selbe zu seiner Anschauung nicht zuzulassen, ohne anderer Hülff und Beystand. Weilen der Verstorbene sich fünfmal bey Jacob Schesser, der in der Gefangenschaft gelegen, angemeldet, und zu seiner Erlesung ausdrücklich verlangt hat, das nebst anderen geistlichen Mitteln, seine jüngste Schwester ein Wallfahrt nach Maria Waldrast abstaten und alldorten eine Heilige Meß solle lesen lassen, wie auch selbe nur in zur lautern Fierern bezahlen müsse, wie solches auch in andern anverlangten Orten hat geschehen müssen, und auch allhier, obwohl unter vielen Freidenthränen geschehen ist. Folgenden Tag hat gemelter Schesser den Schwestern des verschiedenen Fordermayr bittliches Verlangen vorgetragen, mit ausdrücklicher Anmerkung, das, wenn solches bitte zwischen den Fest der H(eiligen) Drey Königen und der allerheiligsten Dreifaltigkeit in diesem 1771sten Jahr nicht solle ein Genügen geleistet werden, die betrangte Seel annoch 36 Jahr leiden müsse. Durch diese Vorstellung ist das Schwesterherz also berührt und getroffen worden, daß sie sich hurtig entschlossen, in Begleitschaft ihrer älteren Schwester die Wallfahrt anhero abzuführen, unangesehen der kalten Zeit, weiten Weges und ihnen unbekanntem Gnadenorts, obwohl sie von selben vieles gehört haben. Diese liebensvolle Entschlüsslung kunnte dem gütigen Himmel ja nicht anderst als gefallen, und folglich dem Elenden zum Trost und Hilfe seyn, wie sich dann auch der verschiedene Peter Paul in folgender Nacht bey Jakob Schesser ganz erkaentlich in weißer Kleidung, wie auch fröhlich - und dankbarer Gemüthesneigungen vorgestellt, doch in Kürze vor seinen Augen verschwun-

den, ohne bis auf diese Stund nur im geringsten mehr was bemerckt zu haben.

Excepit P. Sostenus M. 13. Feb(ruar)

Fassung 3 (aus "Vierte Fortsetzung jener Gutthaten..." 1771/Nr. 348)

Um das Fest des Heil(igen) Johann des Täufers An(no) 1769 ist Peter Paul Fordermayer zu Murnau einem bayrischen Marktflücken im zwanzigsten Jahre seines Alters christlich verschieden. Heuer aber meldete sich der Verstorbene fünfmal bey dem im Gefängnisse gelegenen Jakob Schesser, und verlangte, daß seine jüngste Schwester auf die Waldrast wallfahrten sollte. Scheßer ließ alles an Gehörde alsbald berichten und die benannte Schwester machte sich in Geleitschaft der Aeltern ohne Verzug unangesehen der rauhen Winterszeit, weiten Weges und unbekannter Lage des Gnadenortes auf die Reise hieher, wo sie das brüderliche Begehren haarklein erfüllte. Die nächste Nacht nach hier von den Schwestern entrichteter Kirchfahrt erschien Peter Paul dem eingekerkerten Jakob in weißer Kleidung, auch fröhlich und dankbarer Gemüthsneigung, verschwand aber in Kürze aus dessen Augen, und ließ nichts mehr von sich vernehmen.

Text 1 ist mit Abstand am kürzesten. Die Angaben sind stichwortartig und teilweise nicht in logischer Reihenfolge aufgeschrieben, scheinen schnell und ohne langes Überlegen notiert worden zu sein. Der im Alter von 20 Jahren an der "Lungssucht"²³ verstorbene Peter Paul Fordermayer, erscheint fünfmal einem Gefangenen und begehrt eine durch seine Schwester zu erfüllende Wallfahrt. Nachdem ihm dies und noch anderes versprochen worden war, sei er tags drauf (?) noch einmal erschienen, ganz in weiß, und habe sich bedankt. Damit er auch wirklich erlöst werde, müsse die Wallfahrt zwischen Dreikönig- und Hl. Dreifaltigkeit (Datum) angetreten werden. Der Hinweis auf die Todesursache findet sich bemerkenswerter Weise nur in der ersten Fassung. Die Notiz dürfte von einem Geistlichen und nicht von Wallfahrerinnen selbst angelegt worden sein. Dies geht aus der Verwendung lateinischer Wörter (mortuus, anno, circa festum), aber auch der Schreibweise insgesamt hervor; nicht zuletzt auch aus den offensichtlich aus anderer Hand stammenden Unterschriften der beiden Schwestern des Verstorbenen am Ende des Textes. Die Unterschriften dienen der Beglaubigung des Niedergeschriebenen, beweisen aber auch, daß die Niederschrift im Beisein der das Mirakel mitteilenden Schwestern erfolgt sein muß. Text 2, die Eintragung ins handschriftliche Mirakelbuch, zeigt eindrucksvoll, was aus den knappen Angaben auf dem Zettel gemacht wurde. Aus einer kurzen Notiz wurde eine ausführliche Erzählung, die im handschriftlichen Band gut zwei Seiten füllt, eine geschickt spannend aufgebaute Geschichte mit moralisierend-belehrender Tendenz. Auch wurde die Logik des Handlungsablaufes verbessert. So erscheint die Arme Seele, wie dann auch bei Text 3, jetzt eindeutig nach Erfüllung des Wallfahrtsgelübdes zum letzten Mal. Text 3, die gedruckte Fassung, ist wiederum etwas kürzer, inhaltlich gerafft, sprachlich nüchterner und im Aufbau weiter verbessert. Einzelheiten, wie der Hinweis, daß

der Verstorbene bei Nichtbeachtung der zeitlichen Frist, noch 36 Jahre leiden müsse, wurden weggelassen. Eine derartige Bearbeitung scheint durchaus typisch bei der Übernahme in gedruckte Mirakelbücher zu sein, wie weitere Vergleiche handschriftlicher und gedruckter Fassungen einzelner Mirakel zeigen.

IV.

Der Fall der Armen Seele des Peter Paul Fordermayer ist sicher nur ein Beispiel, das noch durch weitere Fallbeispiele der Entwicklung eines Mirakels von der Notiz auf dem losen Zettel bis zur Druckfassung zu ergänzen wäre, um die Beurteilung des Quellenwertes der Mirakelsammlungen auf eine breitere Basis zu stellen. Von größter Wichtigkeit wäre das Auffinden weiterer loser Zettel, was allerdings aus oben genannten Gründen besonders schwer fallen dürfte. Der entscheidende Bearbeitungsschritt scheint aber gerade bei der Übertragung der Notiz auf dem losen Zettel ins handschriftliche Mirakelbuch zu erfolgen. Betrachtet man das bisher zur Verfügung stehende Material im gesamten, so lassen sich dennoch zumindest zwei Schlußfolgerungen ziehen: Der Anteil des Schreibers an der Ausgestaltung eines Mirakels im weitesten Sinn ist sehr hoch anzusetzen. Der Vorgang der Verschriftlichung ist als mehr oder weniger kreative Textproduktion und das Ergebnis eindeutig als Erzählform zu qualifizieren, deren Verwandtschaft zur Sage offenkundig ist.²⁴

Es ist klar, daß in diesem Aufsatz nur auf einzelne Aspekte der vielschichtigen Quellenproblematik barocker Mirakelsammlungen hingewiesen werden konnte. Ein weiterer wichtiger Bereich kann hier nur mehr genannt werden: die Frage nach der Repräsentativität handschriftlicher und gedruckter Sammlungen; d.h. inwieweit bieten die Mirakelbücher überhaupt ein repräsentatives Bild der tatsächlich an einer Wallfahrt mitgeteilten Gebeterhörungen, bzw. inwiefern haben wir es hier bereits mit einer bewußten Selektion und Zensur seitens der Wallfahrtsgeistlichkeit zu tun.²⁵ Die Klärung dieser Fragen benötigt intensives Quellenstudium und weiträumige Vergleiche. Die Untersuchung von Selektionsmechanismen²⁶ ist, dies wurde in den letzten Jahren deutlich, für die Erzählforschung überhaupt von entscheidender Bedeutung und stellt sicher eine der großen Aufgaben dieser Disziplin für die Zukunft dar.

Anmerkungen:

- 1 Sofern nicht anders angegeben, stammen die Zitate in dieser Arbeit aus den Mirakelbüchern von Maria Waldrast. Folgende handschriftliche und gedruckte Mirakelbücher standen zur Verfügung:
 - a) Handschriften: 1.) *Liber Rerum Memorabilium Conventus Thaumaturgae Divae Virginis in Waldrast. (ensis). Inchoatus Anno Salutis MDCCXXXIV. Continuatio Miraculorum, aut insignium Beneficiorum, quae per intercessionem Divae Virginis Thaumaturgae Waldrastensi patrata fuere, aut Christi fidelibus specialiter confessa.* (enthält Mirakel aus den Jahren 1737 bis 1758; im Text als WMB Hs.1 zitiert). 2.) *Continuatio Miraculorum, aut insignium Benefi-*

ciorum, quae per intercessionem Divae Virginis Thaumaturgae Waldrastensis patrata fuere, huiusque anno 1758 promulgata, et typo Data sunt anno 1759. (enthält Mirakel von 1758 bis 1781; im Text als WMB Hs.2 zitiert). 3.) *Liber V^{us}: Protocolli Gratiarum D.(ivae) V.(irginis) Thaumaturgae Waldrastensis. Inchoatus Die I. Septembris MDCCXXXI.* (enthält Mirakel von 1781 bis 1791; im Text als WMB Hs.3 zitiert).

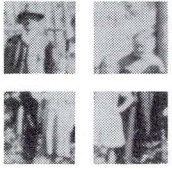
b) gedruckte Mirakelbücher (in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum): 1.) *Stäts=fortgrünender=Lärchen=Stock. Das ist: Fernere Beschreibung deren Vornehmsten von Anno 1737. und etlichen von älteren Zeiten her erwiesenen Wunder und Gutthaten Durch das Aus einem dürren Lärchen=Stock auf Himmlischen Befehl Anno 1392. erwachsene Wunderthätige Marianische Gnaden=Bild Auf dem Hohen Berg Waldrast In Tyrol unter der Pfarr Matray / und Land=Gericht Stainach ligend Von einem Priester des Ordens deren Dienern U.L. Frauen 1759. Mit Erlaubnuß der Oberen. Innsbruck/Gedruckt bey Michael Anton Wagner.* 2.) *Ursprung des berühmten Wunder= und Gnadenortes auf der Waldrast in der gefürsteten Graffschaft Tyrol, und Fortsetzung jener Wunder und Gutthaten, welche auf bittlich= und andächtiges Anrufen der seligsten Gottesgebährerin Maria als ungemeynen Gnadenmutter auf der Waldrast erhalten, angezeigt, und vom Jahre 1759 bis 1767 den dritten Sonntag im September zu absonderlichen Trost und Auferbauung aller Marianischen Liebhaber vorgetragen worden. Mit Erlaubniß der Obern. Innsbruck, gedruckt bey Joh. Thom. Edl.v. Trattner,...* 3.) *Fortsetzung jener Wunder und Gutthaten, welche durch Fürbitt der seligsten Gottesgebährerin Maria, als ungemeynen Gnaden=Mutter auf der Waldrast erhalten, angezeigt, und vom Jahre 1759 bis 1767 den dritten Sonntag im September zu Trost und Auferbauung der Marianischen Wahlfahrter vorgetragen, und im 1768sten Jahre in Druck gegeben worden. Innsbruck, gedruckt bey Joh. Thomas Edlen von Tratter,...* 4.) *Vierte Fortsetzung jener Gutthaten, welche durch Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria als allgemeinen Gnadenmutter zu Waldrast erhalten, angezeigt, und vom Jahre 1768 bis 1777sten Jahr den dritten Sonntag jeden Herbstmonats auf der Kanzel verkündigt worden. Mit Erlaubnis der Obern. Innsbruck, gedruckt mit Trattnerischen Schriften. 1778.*

- 2 Vgl. z.B. Peter Assion, *Geistliche und weltliche Heilkunst in Konkurrenz.* In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1976/77, 1978, S. 7-23.
- 3 Josef Frankenstein, *Über die Not in Vergangenheit und Gegenwart.* In: Dapunt, Otto (Hg.): *Fruchtbarkeit und Geburt in Tirol.* München 1987, S. 85-90. Ingo Schneider, *Zur Interdependenz von Volksfrömmigkeit, Volksglaube und Kirchenbrauch bei Geburt, Taufe und Aussegnung in Tirol.* In: *Ebda.*, S. 43-69, hier S. 56ff. Johann Baur, *Die Spendung der Taufe in der Brixner Diözese in der Zeit vor dem Tridentium.* Innsbruck 1938 (=Schlernschriften 42).
- 4 Vgl. z.B. Karl S. Kramer, *Die Mirakelbücher der Wallfahrt Grafrath.* In: *Bayer. Jahrbuch für Volkskunde* 1950, 1950, S. 80-102; Robert Böck, *Ein Mirakelbuch der Wallfahrt Maria Stern in Taxa (1654-1754).* In: *Bayer. Jahrbuch für Volkskunde* 1954. 1954, S. 62-80; Ders., *Die Marienwallfahrt Kößlarn und ihre Mirakelbücher.* In: *Bayer. Jahrbuch für Volkskunde* 1963, 1963, S. 33-57.
- 5 Für die Mirakelforschung wurden diese beiden Begriffe erstmals verwendet von Gabor Tüskés und Éva Knapp, *Mirakelliteratur als sozialgeschichtliche Quelle: Barockzeitliches Wallfahrtswesen in Ungarn.* In: *Schweizer. Archiv für Volkskunde* 84, 1988, S. 79-103.
- 6 Zur Geschichte des Mirakels vgl. die einleitenden Kapitel bei Hermann Bach, *Mirakelbücher bayerischer Wallfahrt-*

- sorte. Untersuchungen ihrer literarischen Form und ihrer Stellung innerhalb der Literatur der Zeit. Diss. Münschen 1963.
- 7 Zu den Anliegenbüchern vgl. Herbert Nikitsch, Schreiben und Glauben. Anliegenbücher als Beispiel moderner Volksreligiosität. In: H. Eberhard, E. Hörander u. B. Pöttler (Hg.): Volksfrömmigkeit. Referate der österr. Volkskundetagung 1989. Wien 1990, S. 191-202. Zu den Gebetserhörungen im Kontext von Selig- und Heiligsprechungsprozessen siehe Ingo Schneider, Belohntes Vertrauen? Überlegungen zu Struktur und Funktion gegenwärtiger Gebetserhörungen. In: Ebda., S. 203-218. Peter Assion, Ein Kult entsteht. In: Forschungen und Berichte z. Volkskunde in Baden-Württemberg 1971-1973. Stuttgart 1973, S. 43-63.
 - 8 Peter Assion, Die mittelalterliche Mirakelliteratur als Forschungsgegenstand. In: Archiv für Kulturgeschichte 50, 1968, S. 172-180.
 - 9 Art. Mirakel. In: Lexikon f. Theologie und Kirche. 2. Aufl. Freiburg 1935, Bd.7, Sp.206.
 - 10 Rebekka Habermas, Wunder, Wunderliches, Wunderbares. Zur Profanisierung eines Deutungsmusters in der frühen Neuzeit. In: Richard van Dülmen (Hg.): Armut, Liebe, Ehre. Studien zur historischen Kulturforschung. Frankfurt 1988, S. 38-66 (die Verfasserin arbeitet derzeit an einer Dissertation über bayerische Mirakelbücher).
 - 11 Das Bedürfnis nach Wundern ist aber gerade auch in unserer rational bestimmten Zeit, in der alles erklärbar und fast alles machbar scheint, wiederum verstärkt feststellbar. Moderne Gebetserhörungen bilden dafür nur ein Indiz unter vielen.
 - 12 Bei modernen Gebetserhörungen wurde dieser Aspekt mehrfach untersucht. Es zeigte sich eindeutig, daß kirchliche Kultförderung zuerst da war, und daß mit der Veröffentlichung von Gebetserhörungen die Zahl der neu einlangenden Erhörungen signifikant anstieg. Siehe dazu Gerhard Best, Neue Heiligenkulte in Westfalen. Münster 1983; P. Assion, Ein Kult entsteht (wie Anm. 7).
 - 13 Vgl. dazu z.B. Dieter Harmening, Fränkische Mirakelbücher. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 28, 1966, S. 25-241; hier S. 51. Der Verfasser gibt dort mehrere Belege für die Verpflichtung zur Mitteilung und für Strafen bei Unterlassung derselben.
 - 14 Die zentrale Bedeutung der ersten Verschriftlichung einer Gebetserhörung für die Beurteilung des Quellenwerts von Mirakelsammlungen wurde auch in meinem Aufsatz "Qualitative Mirakelforschung. Methodische Überlegungen zur Erforschung barocker Mirakelbücher". In: Österr. Zeitschr. f. Volkskunde N.S. 42 (1990), Heft 3, S. 285-310 hervorgehoben, auf den hiermit verwiesen sei. Das im folgenden angeführte Belegmaterial wurde teilweise bereits für diesen Aufsatz herangezogen.
 - 15 Einmal, Drey, Drey mal Eins von Engeln und Menschen angebettet; Das ist: Beschreibung der Weltberühmten Wallfahrt...zu Goeßweinstein...Bamberg1759. Zitiert nach D., Harmening, Fränkische Mirakelbücher (wie Anm. 13), S. 41 und 50.
 - 16 Vgl. dazu Friedrich Zoepfl, Schwäbische und Bayerische Mirakelbücher im Raum des Bistums Augsburg. In: G. Schreiber (Hg.): Deutsche Mirakelbücher. Zur Quellenkunde und Sinnggebung. (=Forschungen zur Volkskunde, 31/32), Düsseldorf 1938 S. 146-163; hier S. 152 f. K.-S. Kramer (wie Anm. 4) S. 80, D. Harmening (wie Anm. 13), S. 50.
 - 17 D. Harmening, Fränkische Mirakelbücher (wie Anm. 13), S. 50.
 - 18 Karl S. Kramer (wie Anm. 4) S. 80.
 - 19 Robert Böck (wie Anm. 4) S. 63.
 - 20 Maria Waldrast wurde seit Anfang des 17. Jahrhunderts vom Servitenorden betreut. 1621 wurde vom Erzherzog Leopold der Grundstein zum Bau eines Klosters gelegt. 1624 konnten die Arbeiten fertiggestellt werden. Quelle: Die Waldrast. Ursprung und Schicksale dieses Marianischen Gnadenortes und Servitenklosters seit 400 Jahren. Handschriftl. Manuskript in der Bibliothek von Maria Waldrast. 21 Acta Sanctorum, Oct. VI (1868), S. 256; zitiert nach F. Zoepfl (wie Anm. 16), S. 146-163, hier S. 153.
 - 22 Vierte Fortsetzung jener Gutthaten... (wie Anm. 1).
 - 23 Lungensucht ist ein weit verbreiteter Krankheitsname für verschiedene Erkrankungen der Lunge; vor allem akute und chronische Lungenentzündung, chronische Lungenleiden mit Schwindsucht und Abzehrung. Vgl. Max Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch. München 1899, S. 710.
 - 24 Das Beispiel der Erlösung der Armen Seele des Peter Paul Fordermayr zeigt die Verwandtschaft zur Sage besonders deutlich. Sagen über das Erscheinen Armer Seelen, die Bedingungen zu ihrer Erlösung stellen, und nach deren Erfüllung letztmals in weißer Kleidung, im Lichtgewand der Seligen, erscheinen, sind weit verbreitet. So meldet sich z.B. in einer Sage aus Baden ein Verstorbener bei seinem Bruder und bittet diesen, für ihn eine versprochene, aber nicht ausgeführte Wallfahrt nachzuholen. Als der Bruder diesen Wunsch erfüllt hat, "erschien ihm unter der Wandlung sein Bruder in schneeweißer Gestalt, dankte für seine Erlösung und verschwand, indem er dessen Hand berührte". Aus: Bernhard Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gebieten. Karlsruhe 1851, Nr. 429. Zitiert nach Leander Petzoldt (Hg.): Deutsche Volkssagen. München 1978, Nr. 161. Zu den Armen Seelen in der Sage vgl. J. Sailer: Die armen Seelen in der Sage. Diss. München 1956. Vgl. weiters Art. "Arme Seele" im Handwörterbuch der Sage. Hrsg. von Will-E. Peuckert. 3. Lfg. Göttingen 1961, Sp. 628-641; Art. "Fegefeuer" in der Enzyklopädie des Märchens. Hg. von Kurt Ranke u.a. Bd. 4. Berlin, New York 1984, Sp. 964-979.
 - 25 Vgl. dazu die Ausführungen über Mirakel im Zusammenhang mit Unzucht und Vergewaltigung in meiner Untersuchung "Qualitative Mirakelforschung". In: Österr. Zeitschrift f. Volkskunde N.S.44, Heft 3 (1990) (im Druck).
 - 26 Vgl. dazu: Ursula Brunold-Bigler, Steuerungs- und Ausblendungsprozesse in der Schweizer Volkserzähltradition. Vortrag gehalten auf dem DGV-Kongreß in Göttingen 1989 (im Druck).

Dr. Ingo Schneider ist Univ.-Ass. am Institut für Volkskunde/ Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck.

über
ritlich
heit



Das alte Scharnitzer Haus

Sieglinde Heiß

Durch die vielen Kriegereignisse, denen Scharnitz als Grenz- und Festungsort immer wieder ausgesetzt war, und durch die damit verbundenen Brandkatastrophen, dem der Großteil der Häuser zum Opfer fiel, besonders jedoch durch die wirtschaftlich guten Jahre nach dem 2. Weltkrieg mit den geänderten Lebensbedingungen, ist von der alten Bausubstanz kaum mehr etwas übrig geblieben.

Die Häuser von Mittenwald bis Telfs zeigen viele Gemeinsamkeiten. Wohnteil, Stall und Heuablage sind unter einem Dach vereint. Der Unterbau ist aus Bruchsteinen mit Kalkmörtel gemauert und verputzt. Im Obergeschoß waren in früheren Zeiten nur die Außenmauern, in selteneren Fällen auch die tragende Mittelmauer in Stein ausgeführt. Die Zwischenwände wurden meist in Fachwerkbauweise mit Holzverschalung hergestellt. Der Firstgiebel war aus Holz gezimmert und in Ständerbauweise oder als einfache Bauwerkkonstruktion ausgeführt, auch die Tennen. Erst in späteren Jahren wurde der Firstgiebel gemauert oder der hölzerne Giebel wurde verlattelt und zugedputzt.

Bedingt durch das Material der lärchenen Holzschindeln war das Dach sehr flach und wurde in späteren Zeiten abwertend als "Pflattlhüttn" (flach, eben) bezeichnet. Diese Legschindeldächer wurden mit "Schwarsteinen" beschwert. Solche Dächer fanden sich früher im ganzen Alpenbereich. In schneereichen Wintern mußten diese abgeschöpft werden, um die tragenden Teile der Dachkonstruktion von der schweren Last des Schneedrucks zu befreien. Wohl vorwiegend aus diesem Grunde, vielleicht aber auch aus zeitlich bedingten Modeströmungen, oder wegen der Verfügbarkeit anderen Eindeckungsmaterials, wurden in späteren Jahren die wesentlich steileren Dächer gebaut, bei denen der Schnee abrutschen konnte. Sie wurden lediglich gegen die Straßenseite mit dem "Schneabam" (Schneebaum) abgesichert. Durch dieses steilere Dach wurde aber auch mehr Einlagerungsraum für das Heu geschaffen, was den Vorteil hatte, daß man in den bei uns schneereichen Wintern nicht erst einen Weg zu den in den Feldern liegenden Heustadeln mühsam schöpfen mußte, um das Heu mit dem Schlitten nach Hause zu ziehen.

Andererseits warf die niedere Bauweise wenig Schatten auf den geringen zur Verfügung stehenden Grund-Nachweisbar wurde schon 1795 in unserem Dorfe beim Höher bauen eines Hauses die Bewilligung beim Nachbarn eingeholt.

An einigen Häusern läßt sich noch heute die sehr alte Bauweise des Seitenflurhauses erkennen. Die meist geschlossene Hausaußenwand des Flures lag zumeist an der dem kalten Nordwind ausgesetzten Seite des Hauses. Diese Häuser waren an der Stirnseite auffallend schmal, meist nur 2 Fenster. Durch spätere Ausbauten kam der Flur manchmal in die Mitte des Hauses zu liegen, die Stirnseiten wurden dadurch breiter und das Dach teilweise einseitig verlängert, was den Häusern ein malerisches Aussehen gab.

Bei größeren Anwesen oder später erbauten Häusern wurde der Hausflur in der Mitte des Hauses angelegt. Es konnte dadurch wesentlich mehr Wohnraum gewonnen werden. Meist kam nun zur Stube noch ein "Stübl" dazu, welches unverheirateten Familienangehörigen, bzw. weichenden Geschwistern, aber auch einem verwitweten Elternteil als "Hörber" (Herberge) diente und in unserem Dorfe allgemein üblich war.

In früheren Zeiten hatten die meisten Häuser ein großes Einfahrtstor mit eingelassener Gehtüre. Man konnte mit dem vollbeladenen Heuwagen in den meist 2-4m breiten Hausflur einfahren, von welchem das Heu in den darüberliegenden Tennen geschöpft werden konnte.

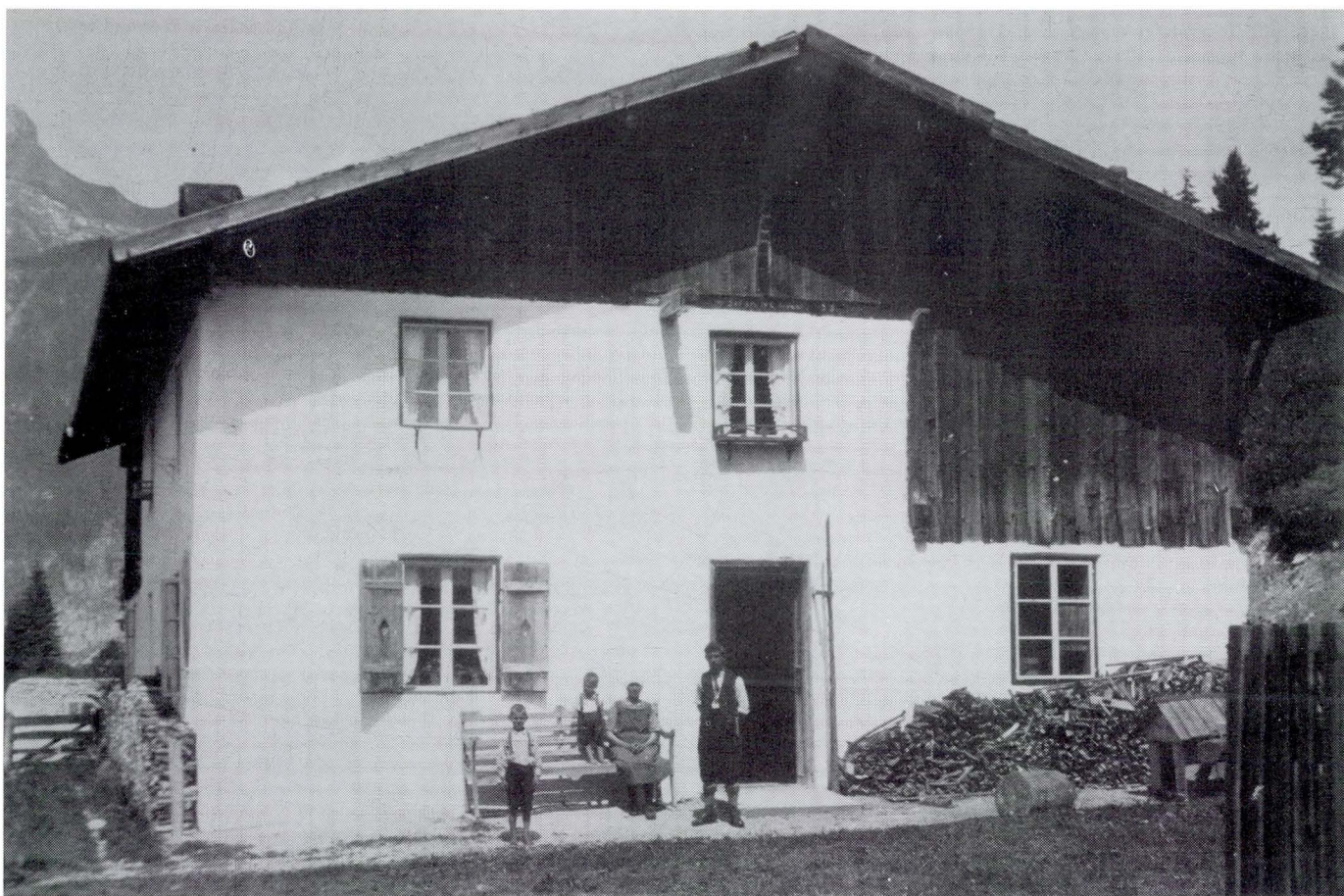
Diese Hausflure zogen durch das ganze Haus zu den rückwärts gelegenen Stallräumen oder, wenn diese seitlich lagen, zur Gartenseite. Von diesem Flur konnten alle Räume des Hauses betreten werden. Eine steile, schmale Stiege führte meist im rückwärtigen Teil in das Obergeschoß bzw. zur Heuablage.

Die Eingänge befanden sich meist an der Giebelseite, aber wir finden die Eingänge auch an den Traufseiten der Häuser. Durch manchen Umbau wurde der Dachgiebel gedreht, so daß der Eingang von der Giebelseite an die Traufseite zu liegen kam. (Haus Nr.102, wahrscheinlich noch andere)

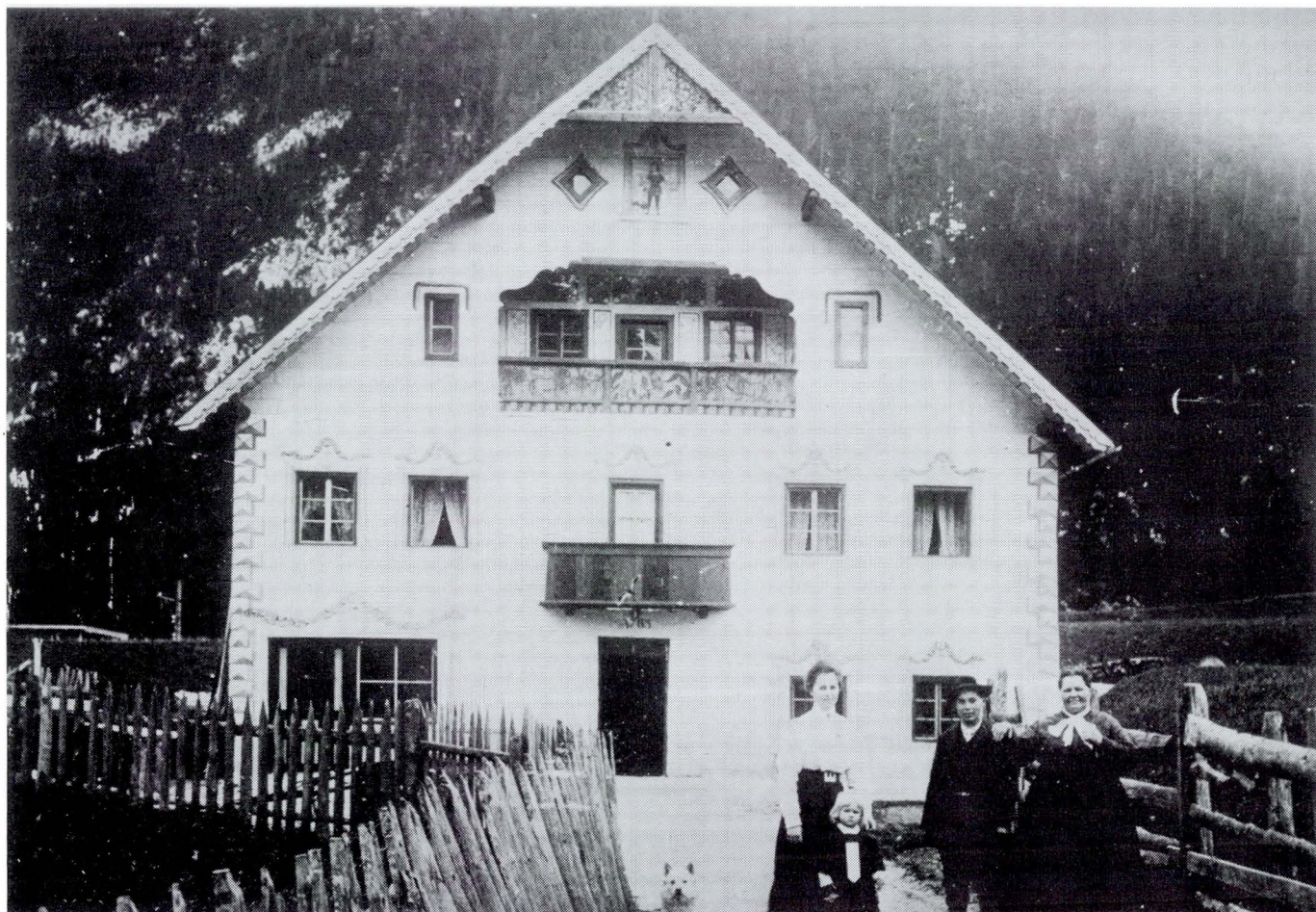
Durch Erbteilung entstanden bei einigen Häusern 2 Hausgemeinschaften (Hofteilung), welche den Flur gemeinsam benützten, manchmal auch die Tennenzufahrt und den Tennen. (Haus Nr.67/68, 91/92, 97/98, 100/101, 120/121, 86/87, das abgerissene Haus Nr.94/



Beispiel eines durch Erbteilung entstandenen Doppelhauses



Beim "Sack" früher "Warbler", erweitertes Seitenflurhaus



Beim "Reiter": Dieses Haus stand an der Stelle des heutigen Gemeindehauses, im Hintergrund sind noch die Erdwälle des alten Schanzgrabens zu sehen, welche beim Bau des Gemeindehauses größtenteils zerstört wurden.

95, das im letzten Krieg zerstörte Haus Nr.51/52, das im Zuge der Bundesstraßenverbreiterung abgerissene Haus 22/23) Dies brachte in der Folge Anbauten für mehr Wohnraum, verschiedene Dachhöhen, verschiedene Fenster und zusätzliche Hauseingänge mit sich.

Bei manchen Häusern findet man noch heute eine "Schöpf-türe". Durch diese wurde das Heu vom Freien in den Tennen geschöpft. Sie befand sich durchwegs in halber Höhe zwischen Erdgeschoß und Obergeschoß. Solche Schöpftüren waren meist bei den Häusern der Jäger oder anderen, kleineren Anwesen mit wenig Grundbesitz zu finden.

Bei größeren Anwesen war die arbeitsmäßig bequemere "Tennenbruggn" üblich. Diese erforderte jedoch einen größeren Platz um das Haus.

Der Abort war meist nur vom Tennen, oder von außerhalb des Hauses über einen kleinen Balkon aus zu erreichen. Er befand sich immer über, oder in unmittelbarer Nähe der Mistablage.

Die Ställe waren meist klein, so hatten die Tiere im Winter warm. Die Balkendecken über dem Stall waren wegen der Tragfähigkeit stark und oft aus Rundholz. Sie

mußten die Last des Heustockes tragen und teilweise befahrbar sein.

Ein Holzschupfen zur Unterbringung von Wagen, Schlitten, Pflug, Handkarren und Leiterwagen, sowie anderem unentbehrlichen Gerät war meist am rückwärtigen Teil des Hauses angebaut oder lag freistehend, wenige Meter vom Hause entfernt, gerne verbunden mit dem "Holzschüpf" für einen trockenen Holzvorrat.

Erker waren bei uns nicht üblich, aber kleine, luftige Holzbalkone im oberen Stockwerk, meist jedoch unter Dach. Unter dem Schutze des Vordaches konnten Wäsche, Kinderwindeln, aber auch Flachs, Schafwolle oder selbstangebaute oder gesammelte Teekräuter, zu denen die Haustiere keinen Zutritt hatten, getrocknet werden. Er gehörte also zu den Arbeitsräumen.

Die kleinen, meist hölzernen Vorhäuschen vor den Haustüren wurden erst in späteren Jahren zum Schutz gegen Schnee und Kälte in unserem rauen Klima angebracht.

Das Wasser für Mensch und Tier befand sich in alten Zeiten immer außerhalb des Hauses und mußte mühsam getragen werden.

Im Allgemeinen waren die Häuser nicht unterkellert. Es bestand in unserer kargen Gegend nicht die Notwendigkeit für große Einlagerungsflächen. Außerdem kam im teilweise ebenen Dorfgebiet, großteils zur jährlichen Schneeschmelze das Grundwasser. Im Hanggebiet des "Inrains" ist unter der geringen Erdschicht großteils Fels und das machte daher den Einbau eines Kellers unmöglich. Ein kleiner Kellerraum oder auch nur ein Kellerloch, von der Küche oder vom "Gaden" (Vorratskammer) aus erreichbar, war jedoch in jedem Hause vorhanden und wurde durch eine Falltüre verschlossen.

Nur ganz wenige alte und größere Häuser oder Gasthäuser hatten ein oder zwei größere Kellerräume, welche mit einem Tonnengewölbe überspannt wurden.

Bei manchen Häusern konnte man von der Stube aus in ein kleines, ebenerdig, angebautes Häuschen von nur wenigen Quadratmetern kommen. Es diente zur rauch- und staubfreien Aufbewahrung der Milch und deren Produkte. (Haus Nr.77)

Die Fenster waren klein und hatten nach innen tiefe, leicht schräge Leibungen. Teilweise waren sie auch mit einfachen Eisenstäben abgesichert.

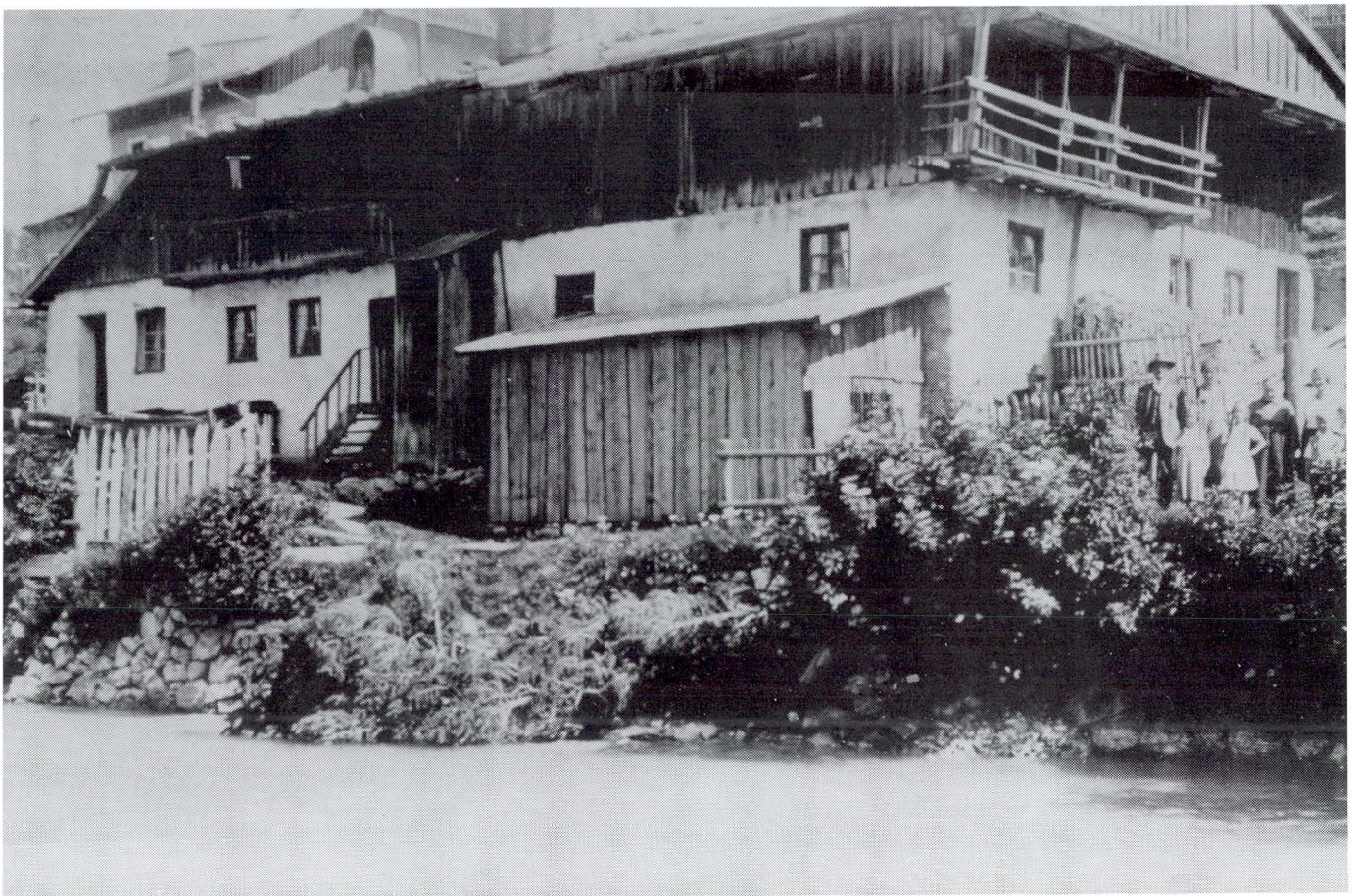
An Hausschmuck hat man sich fast gar nichts bis in unsere Zeit erhalten. Durch Erzählungen wissen wir,

daß an dem einen oder anderem Haus eine Malerei, meist in Form eines Medaillons angebracht war.

Eine einfache, meist niedere Hausbank war bei jedem Haus zu finden. Sie diente zur Rast und Unterhaltung, aber auch mancher Handel wurde hier abgeschlossen.

Die Stube, welche man meist als ersten Raum vom Flur aus betreten konnte, war nicht nur Wohnraum, sondern mußte im Winter auch Arbeitsraum sein. Sie war in alten Zeiten außer der rauchigen Küche der einzige beheizbare Raum. Ihre Ausmaße waren meist groß. Wie in Tirol üblich war in einer Ecke, meist gegenüber dem Herrgottswinkel ein mächtiger, aus "Fuirsteinen" (Feuersteinen) gemauerter Ofen in Gupfform mit eingelassenen Faustwärmern oder ein Gaulofen zu finden. Die Eckbank lief rundherum. Hinter dem Ofen befand sich die "Ofenhöll" (Ofenhöhle). Es war dies der wärmste Platz zwischen Ofen und Mauer, dort konnte man auch liegen. Diese Ofenhöhle diente manchmal auch als Ersatz eines Brutkastens für zu früh zur Welt gekommene Kleinstkinder, was noch in den 30-er Jahren bei uns der Fall war.

Über eine schmale, steile Einschubstiege konnte man in die darüber liegende Schlafkammer kommen. Diese befand sich meist hinter dem Ofen und so konnte durch das Öffnen der Falltüre, diese Schlafkammer, welche



Altes Doppelhaus an der Isar



Links das 3-fach geteilte "Presserhaus", in der Mitte der "Plattner", rechts im Hintergrund das alte Haus bei der "Veitn-Meidl" mit Einfallstor und eingelassener Türe

den Eltern, bei denen die Kleinkinder schliefen, vorbehalten war, erwärmt werden.

Dieser Ofen wurde in ganz alten Zeiten von der Küche aus beheizt. In ihm wurde auch Brot gebacken. In späteren Jahren waren die Stubenöfen auch vom Flur aus beheizbar. So blieb die Stube selbst von Rauch und Heizmaterial frei. In ganz alten Zeiten war in der Mauer, in welcher sich der Rauchabzug des Ofens befand, eine kleine Nische eingelassen, in welcher das "Kentl" (Kien-span) brannte, zum Erleuchten der Stube an frühen Winterabenden.

Die Stuben waren bei uns scheinbar nicht getäfelt. Meist war jedoch ein größerer Wandkasten (zum Aufstellen und Vergären der Milch) und ein kleineres Wandkastl, zur Aufbewahrung von Gebetbuch, Rosenkranz und Hausschnaps, welcher jedem Gast angeboten wurde, vorhanden. Diese Türen sowie der Uhrenkasten dürften in früheren Zeiten bemalt gewesen sein. Die Decken der Stuben und der Schlafkammern waren aus Holz. Meist aufgelegt auf einen starken Tram, der den Raum in der Mitte überspannte.

Die Sitzfläche der Eckbank war meist sehr schmal und gerne an einer Seite so verlängert, daß sie meist die ganze Breite einer Wand einnahm. Unter den Bänken waren ein oder zwei kleine Schubladen angebracht, welche Nähzeug, aber auch öfter gebrauchtes, kleineres Werkzeug enthielt.

Der Fußboden bestand aus etwa 5cm starken Bohlen aus Tannen- oder Fichtenholz, seltener Lärchenholz.

Die Schlafkammern befanden sich im oberen Stockwerk. Bei den damaligen Großfamilien, wie auch dem Kinderreichtum mußten in ihnen meist mehrere Menschen schlafen. Sie waren im Winter eisig kalt, so daß sich der "Pfreim" (Reif) an den Wänden bildete.

Zwischen Stube und Stall lag fast immer die Küche. Man hatte so die kürzesten Wege, um einerseits das Essen in die Stube zu bringen und andererseits die schweren Eimer für die Tierfütterung in den Stall zu tragen.

Die Rauchküche der früheren Zeiten lag etwa 2 Stufen tiefer als der Hausflur und war mit einem Tonnengewölbe zur Brandsicherung überspannt. (Haus Nr.122)

Ein großer offener Herd aus Steinen und mit Holzbalken zusammengehalten in den Ausmaßen von etwa 1,90x2,10m (Haus Nr.109) stand in einer Ecke des Raumes. Hier wurde nicht nur das Essen zubereitet und Wasser heiß gemacht, sondern auch das Futter für die Tiere, wie Kartoffel und Mehl, gekocht. Die Hennenstiege für die Hühner, welche im Winter die Wärme brauchten und in den kleinen Ställen wegen der Feuchtigkeit nicht untergebracht werden konnten, fand ebenfalls Platz auf dem großen Herdsockel.

Schüsselgestell, Pfannenholz, Wasserbank und die lange Ofenschaufel zum Beheizen des Stubenofens gehörten zu den wenigen Einrichtungsgegenständen. Über dem offenen Herd befand sich kein Rauchabzug, dieser konnte durch ein kleines Fensterchen oder durch den Hausflur abziehen. In der alten Rauchküche wurde nicht gegessen.



Beim "Schuster", Gartenseite vor dem Ersten Weltkrieg



Ursprüngliches Seitenflurhaus mit Einfallsstor und eingelassener Gektüre. Nordseitiger Anbau für das Friseurgeschäft



Altes Scharnitzer Bauernhaus mit Tor und darin eingelassener Gektüre, Foto um 1920, erbaut 1769

Erst mit dem Aufkommen der gemauerten, geschlossenen Herde im 19. Jhd. änderten sich auch die Lebensgewohnheiten. Wir finden jetzt auch in der Küche einen Ecktisch und die Bank. Auch der "Flacker", ein kleiner Diwan zum Ausruhen, fand jetzt Eingang in die Küche. Diese ist nun auch zum Wohnraum geworden.

In vielen der kleineren Häuser befand sich in einer halbrunden Nische in der Küche ein gemauerter Waschkessel mit kupfernem Einsatz zum Auskochen der Wäsche.

Lebensmittelvorräte, wie Mehl und Fett, welche meist für 1/2 Jahr voraus eingekauft werden mußten, wurden meist im "Goden" oder dem kleineren "Gadele" aufbewahrt, welche als Vorratskammer diente und in der Nähe der Küche lag.

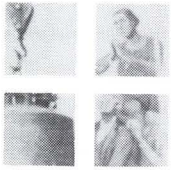
Die weißgekalkten Häuser lagen fast ebenerdig zu den sie umgebenden Grundstücken. Der freie Raum um das Haus wurde ebenfalls zu Arbeiten, wie Holz sägen oder

hacken oder anderen Arbeiten, welche man im Freien verrichten konnte oder mußte, genutzt. Er war auch Auslauf für die Hühner.

Die kleinen Hausgärtchen waren gegen das Eindringen des Federviehs oder anderem Kleinvieh wie Wildhasen durch enge Staketenzäune geschützt. Die anderen Zäune im Dorfe dienten nur der Abhaltung des Weideviehs von den Kulturen.

Sonst haben sich die Dorfbewohner nicht mit Zäunen voneinander abgesondert.





Von Glocken und Geläut

Hans Oberthanner

Zu den wohl schönsten Erlebnissen unserer Jugendzeit zählt für uns Buben das Läuten. Die Erinnerung daran möchten wir nicht missen, genauso wie man sich das Fehlen der Glocken im Leben eines christlichen Menschen nicht vorstellen könnte. Mit dem Aussterben des früheren Läutens mit der Hand stirbt das Brauchtum des Läutens zwar nicht aus, aber es stimmt doch traurig, daß vielen Leuten die Glocken heute nichts mehr zu sagen haben.

Unser ländliches Leben war früher viel mehr mit den Glocken unserer Dorfkirche verbunden. Sie waren stets

Rufer und Verkünder des Glaubens und ihre Sprache war jedermann im Dorfe vertraut. Glocken gehören aber wohl auch heute noch zum Dorf, wie der Fußballplatz für die Jugend. Wie furchtbar leer und traurig war doch die Zeit des Krieges, als sie schweigen mußten, oder viele von ihnen eingeschmolzen wurden. Wenn in früherer Zeit die Glocken läuteten, da wußte wohl fast jeder Dorfbewohner, was dieses und jenes Läuten zu bedeuten hatte. Das war jahrhundertlang so.

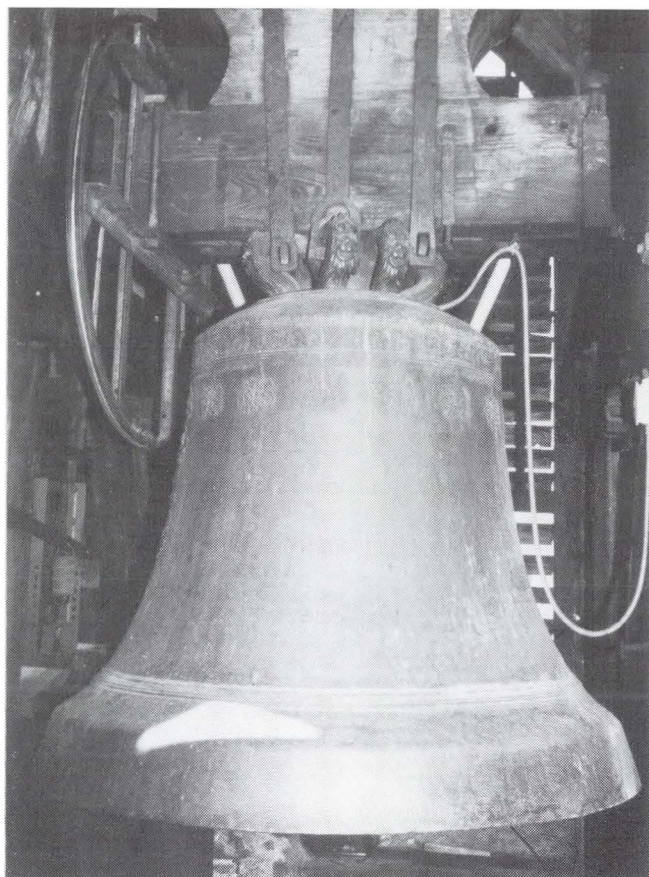
Der erste und letzte Glockengruß jeden Tages gilt auch heute noch der Gottesmutter. Dreimal täglich mahnt die Aveglocke zum "Engel des Herrn". Bei uns in Inzing wurde hierzu stets die "Mittra" (die Mittlere) geläutet, heute verwendet man hierfür die wohlklingende alte Löfflerglocke. Nach dem Betläuten am Abend wurde dann noch zusätzlich mit der kleinen Glocke der Feierabend verkündet. Am Samstag mittags und vor hohen Fest- und Feiertagen wurde das "Feierabendläuten" besonders schön gestaltet. So wurde zuerst zum "Engel



Zwei Glocken von Inzing: die Große (2100 kg) und die Kleine (470 kg)

des Herrn" die große Glocke geläutet, dann folgte das Läuten mit allen Glocken, danach wurde mit jeder Glocke einzeln ein "Gsatzl" geläutet und zum Schluß erklangen noch einmal alle Glocken vereint im Chor. Dieses herrliche Feierabendläuten sollte alle Dorfbewohner auf den kommenden Sonntag oder Festtag seelisch vorbereiten u.ä. auch feiertäglich stimmen. Man machte früher Feierabend, die Weiberleut' hatten mit Spülen und Putzen im Haus alle Hände voll zu tun, aber auch die Dorfstraße wurde mit dem Reiserbesen saubergekehrt. Für uns Ministranten und Läuterbuben war vor allem das Läuten ein schönes Erlebnis und stets eine große Gaudi, bei der wir mit großer Begeisterung dabei waren. Heute muß man leider mit großem Bedauern feststellen, daß es wohl in den meisten Gemeinden unseres Landes dieses Feierabendläuten nicht mehr gibt. Bei einigem guten Willen müßte es doch möglich sein, diesen schönen alten Brauch wieder aufleben zu lassen.

Die Glocken rufen aber auch täglich zum Gottesdienst. Bei uns im Dorfe, aber auch in den Nachbargemeinden, bezeichnet man das Vorläuten hierzu als "Dreiviertel-läuten" und das Läuten kurz vor Beginn des Gottesdienstes als "Zusammenläuten". Zu Ostern und zu Weihnachten gab es früher das feierliche "Glorialäuten" und am Ende einer kirchlichen Feier das "Tedeumläuten" wie z.B. nach dem Vierzigstündigen Gebet zu Weihnachten. Dabei wurden immer alle Glocken außer dem Sterbglöggel geläutet. Nicht zu vergessen ist auch das "Freitag-läuten", das auch heute noch jeden Freitag um



Die alte Löfflerglocke von Inzing, gegossen 1650

drei Uhr nachmittags erklingt und den gläubigen Christen an die Todesstunde unseres Herrn und Erlösers erinnert.

Von unserem ehemaligen Pfarrer, Geistl. Rat Eugen Knabl, wurde der schöne Brauch eingeführt, die Ankunft eines neuen Erdenbürgers mit einem schallenden Glockengruß bei der Taufe der ganzen Gemeinde zu verkünden. Das Ende eines Menschenlebens verkündet mit heller, weinerlicher Stimme das Sterbglöggel mit dem "Schie-dumläuten". War in früherer Zeit ein Mann oder eine Frau in Inzing bei der Rosenkranzbruderschaft (sie wurde rund dreißig Jahre nach der Auffindung des Inzinger Gnadenbildes anno 1685 gegründet), so wurde nach dem Sterbglöggel auch noch mit der alten Glocke geläutet. In verschiedenen Teilen Tirols gab es bis in die jüngste Zeit auch noch das "Angstläuten" zur Erinnerung an die Todesangst Jesu Christi.

Noch vor dem letzten Krieg stritten wir uns Ministranten oft darum, wer vor Schulschluß am Vormittag zum "Elfeläuten" die Schule früher verlassen und zur Kirche laufen durfte. Das war damals für die Bäuerinnen das Zeichen, eiligst von der Feldarbeit zum Mittagkochen nach Hause zu eilen. Dieses Elfeläuten gibt es heute nur mehr in wenigen Gemeinden Tirols.

Warnend und klagend ertönte wohl oft der Ruf der alten Glocke vom Turm, wenn im Sommer nach schwüler Hitze ein Gewitter aufzog, gelbe Hagelwolken furchterregend den Himmel bedeckten und das dumpfe Rollen von Steinen im Enterbach die Gefahr einer Mure erwarten ließ. Auf das "Sturmläuten" hin eilten dann die Leute in großer Angst zur Kirche, dort fand eine Wetterandacht statt und der Pfarrer gab am Schluß den Wettersegnen. In den Häusern wurden dann geweihte Kräuter verbrannt und mit einem kurzen Gebet um Abwendung von Mur- und Hagelschlag gebetet. Das Sturmläuten gab es in den alten Zeiten auch anstelle des heutigen Sirenengeheuls bei Brandgefahr und bei Kriegsgefahr, etwa zur Zeit der Franzosenkriege. Auch gab es früher in verschiedenen Gemeinden Tirols das sogenannte "Schneeläuten", wenn es im Sommer bis ins Tal herabschneite und das Vieh von den Almen abgetrieben werden mußte.

Am Allerheiligen- und Allerseelentag gibt es auch heute noch den Brauch des Seelenausläutens, bei dem im Verein mit den übrigen Glocken auch das Sterbglöggel mitgeläutet wird. Da erzählten sich dann früher oft die Leute, daß bei Beginn des Läutens die armen Seelen für 24 Stunden aus dem Fegefeuer steigen, um dann wieder an den Ort der Reinigung zurückzukehren oder durch ein frommes Ablaßgebet erlöst zu werden und in den Himmel einzugehen.

Geläutet wird auch beim Aus- und Einzug von Prozessionen und Bittgängen, wie das früher auch bei Wallfahrten der Fall war.

Eine Besonderheit wohl einmaliger Art gab es im Weinbaugebiet Südtirols. Dort hatte man einst in vielen Dörfern eine eigene "Wein- oder Saufhausglocke". Nach ihrem Erklingen mußten die Gäste austrinken und der Wirt durfte auch nichts mehr ausschenken.

Der Krieg und das Schicksal unserer Glocken

In den beiden Weltkriegen wurde der Großteil der Glocken unserer Heimat dem sinnlosen Völkermord geopfert. Auch die Glocken unseres Dorfes wurden abgenommen und zur Waffenproduktion eingeschmolzen. Lediglich die alte Löfflerglocke, sie wurde von der Bevölkerung ehrfurchtsvoll nur "die Alte" genannt, blieb während beider Kriege unbeschadet im Turm hängen. Sie wurde vom berühmten Glockengießer Löffler um 1650 in Büchsenhausen bei Innsbruck gegossen. Sie steht deshalb unter Denkmalschutz und hat als Wetterglocke in unserem Dorf viel Unheil und Leid verkünden müssen.

Glück im Unglück hatte unsere Gemeinde nach dem 2. Weltkrieg, als die schöne große Glocke, sie wurde 1928 von der Firma Grassmayr in Innsbruck gegossen, in Brixlegg wiedergefunden wurde. Sie war glücklicherweise nicht eingeschmolzen worden.

Heute bilden neben dem Sterbeglöcklein weitere vier Glocken, sie stammen alle aus der Glockengießerei Grassmayr, das schöne Geläute unserer Pfarrkirche. Die große Glocke, die 2100 kg wiegt, trägt einen Spruch von Bruder Willram:

Der Krieg schlug unser tönend Erz
sinnlos in tausend Scherben,
da barst vor Kummer uns das Herz,
wir Glocken mußten sterben!
Doch rascher als man es vermeint,
sind wir vom Tod erstanden
und künden nun des Herren Lob
durch alle fernen Landen!

Vom Handwerk des Läutens

Das Läuten bildet die eigentliche Sprache der Glocken. So einfach die Arbeit des Läutens auch scheinen mag, ob droben im Turm oder herunten im Glockenhaus, es muß immerhin gelernt sein. Wer den Vorteil von Zug und Gegenzug nicht kennt, der wird am Lederstrick unsinnig "herumzangg'n" und dabei niemals ein richtiges Geläute zusammenbringen.

Beim Groß- oder Hoachläuten im Turm muß man den Klachl (Klöppel) mit dem Lederstrick, der am sogenannten Läutscheit befestigt ist, am Ende des Läutens "fochn" (einfangen), was nicht nur eine große Übung, sondern auch viel Schneid verlangt. Das Läuten war bei diesem



Abnahme der Glocken in Inzing, Februar 1942



Die Pfarrkirche von Inzing

Hochläuten so exakt, daß der Ton der nachklingenden Glocke sich wie das Glied einer Kette an den Ton der vorhergehenden Glocke anschloß. Das war aber nur zu erreichen durch das rechtzeitige Auslassen des Klachls und das Festhalten, wenn die Glocke auf dem Kopf stand. Dieses Hochläuten war der ganze Stolz wohl aller Läuterburschen im ganzen Land und es entspann sich zwischen den einzelnen Gemeinden ein regelrechter "Läuterkrieg", wer nun schöner läuten konnte oder wer gar beim Tagläuten an Festtagen in aller Herrgottsfrüh der erste war.

So hatte jedes Dorf seine eigene Läuterdynastie, regelrechte Spezialisten, meistens hervorgegangen aus den Ministranten, die dieses Handwerk schon frühzeitig erlernten. In Inzing waren es zu unserer Zeit vor allem die Schnitzer- und Kranebitterbuabn, dann die vom Mittermüller, weiters die vom Sattler Seppl, Leo und Gustl, unser jetziger Hausarzt Dr. Hans Hirschberger und dessen Bruder Franz, sowie meine Wenigkeit, die zur "Stammanschaft" zählten, sowie noch einige andere Burschen, die gelegentlich gerne aushalfen.

In Zirl waren es wiederum die Hirschenwirtsbuabn, allen voran der unverwüsthliche Edi, der Zirlter "Turnknig", in Hatting die Springer- und Spisslöter, die dort im

Turm regierten, während sich in Ranggen vor allem die Albeler- und Stoanerbuabn als Läuter einen Namen machten. In Inzing bleibt uns aber vor allem unser allzeit getreuer Freund und Mesner Hans Wolf in bester Erinnerung, der selbst ein begeisterter Läuter war und deshalb mit unserem verewigten Pfarrer Jakob Schreyer, der kein Freund des "Hochläutens" war, manch harten Strauß ausfocht.

Läuterkrieg in Inzing

Das "Aufstellen" der Glocken — so, daß sie auf dem Kopf standen — galt früher als besonders festtätlich, war aber für den Glockenstuhl eine große Belastung. Aber das genaue und exakte Aufeinanderfolgen der Töne nach der Größe der Glocken wurde für schön befunden und fand bei der Bevölkerung großen Anklang. Es war kein richtiger Festtag, wenn zum Böllerkrachen nicht auch hochgeläutet wurde. Dieser Meinung war allerdings der damalige Pfarrer Jakob Schreyer nicht! Schon bald nach seinem Einstand als Seelsorger in Inzing im Jahre 1915 gab es im Dorf einen großen Aufstand. So erzählte mir der damalige Augenzeuge und Läuter, Augler Willi, folgende Geschichte:

“Am Vorabend zum Josefitag wollten wir zum Feiabendläuten auf den Turm. Pfarrer Schreyer hatte aber schon vorsorglich zugesperrt, um das Hochläuten zu verhindern. Mit Gewalt brachen wir aber die Tür zum Glockenturm auf und begannen zu läuten. Wutentbrannt stürmte Pfarrer Schreyer auf den Turm und es gab ein gewaltiges Donnerwetter. Am folgenden Josefitag war die schwere Eisentür zum Glockenhaus wieder versperrt und es konnte zum Festgottesdienst des Landespatrons gar nicht geläutet werden. Die Bevölkerung betrachtete dies geradezu als Sakrileg von Seite ihres Seelsorgers.

Als Protest gingen viele Leute nach Hatting zum Festgottesdienst und in Inzing hielt Pfarrer Schreyer vor fast leeren Bänken eine stille Messe. Als er aber an den darauffolgenden Tagen zu den Eltern der Läuterbur-schen ging, fand er überall nur taube Ohren und sogar auch böse Worte. Der Schuß ging also nach hinten los. Seine Abneigung gegen das Hochläuten wurde im Laufe der Zeit zwar etwas geringer, aber er schimpfte Jahrzehnte später auch uns noch ganz gehörig aus und sperrte den Glockenturm des öfteren zu.

So kam es letzten Endes sogar dazu, wie einem Gemeindepotokoll von 1924 zu entnehmen ist, daß sich auch der Gemeinderat mit dieser leidigen Geschichte befassen mußte: Um alle Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Herrn Pfarrer und den Läutern auszuräumen, verfaßte der Seelsorger einen Glockenvertrag. Dieser wurde

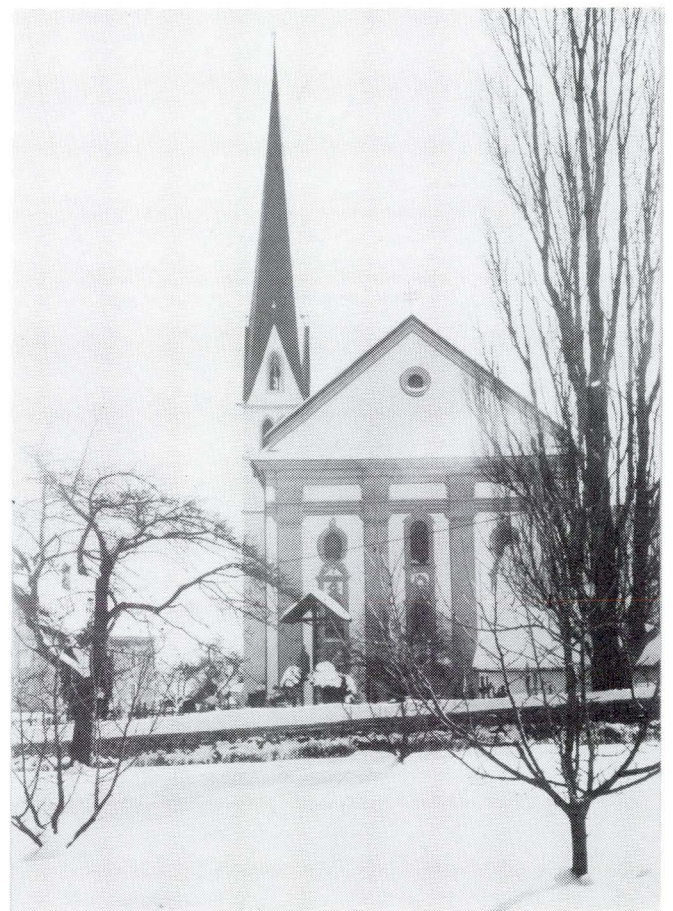
jedoch von der Gemeinde mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß Art und Weise, wie geläutet wird, von der Gemeinde bestimmt wird. Außerdem müssen der Turm und das Glockenhaus immer offen bleiben, da im Falle eines Brandes jeder das Recht hat, Sturm zu läuten. Mit zunehmendem Alter schwand jedoch allmählich des Pfarrers Widerstand. Welch seelische Verwandlung muß in ihm jedoch vorgegangen sein, als er sich eines Tages dazu aufraffte, uns zu sagen: “Buabn, wenn i amol stirb, nacher derfts für mi hoachleitn!” - Damit hatte der Inzinger Läuterkrieg ein unerwartetes und friedliches Ende gefunden.”

Das elektrische Gebimmel

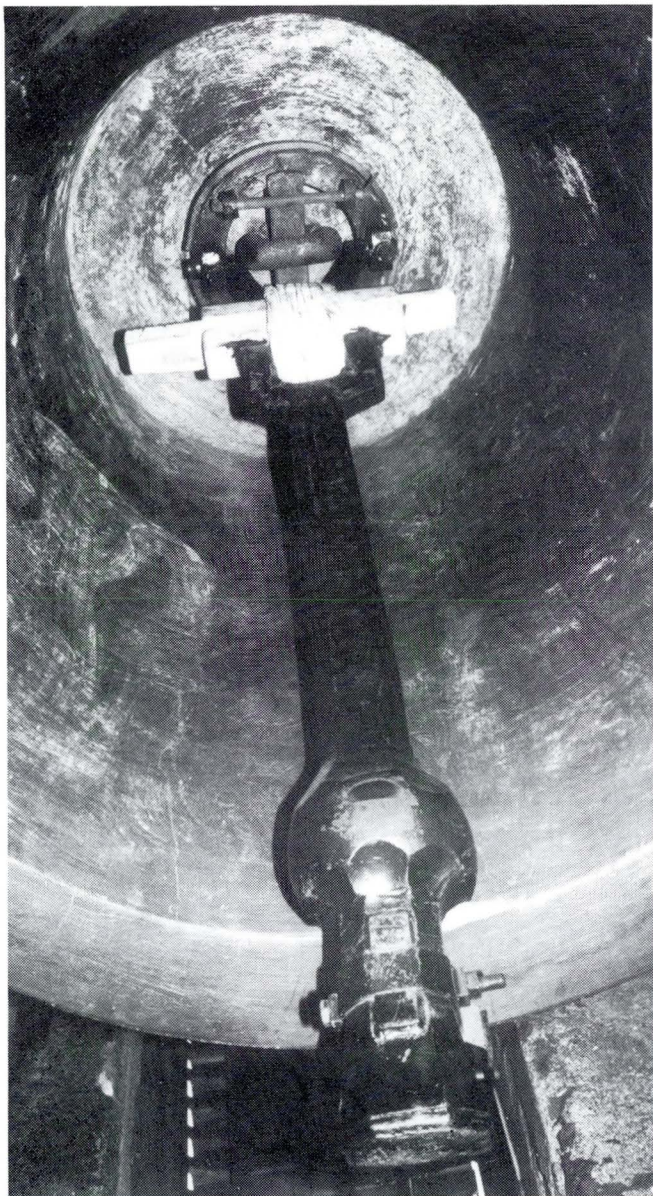
Als das elektrische Läuten aufkam, war Pfarrer Schreyer einer der ersten, der eine solche Anlage einbauen ließ. Bei der Mehrheit der Bevölkerung fand dieses elektrische Gebimmel lange Zeit keinen großen Anklang und man hörte im Dorf oft die Meinung, diesem Geläute fehle die Seele. Man kritisierte aber auch den Umstand, daß, bedingt durch die Größe der Glocken und ihre gleichbleibenden Schwingungen, die Töne oft zusammenfielen. Aber letzten Endes setzte sich das elektrische Geläute doch durch und das Läuten von Hand, vor allem aber das Hochläuten im Turm, beschränkte sich auf die Fest- und Feiertage, bis es dann überhaupt eingestellt wurde. Ein schöner alter Volksbrauch war damit wiederum aus dem Dorfe verschwunden.



Pfarrer in Inzing: von 1915-1953 Jacob Schreyer



Die Pfarrkirche von Inzing



Der Klachel ist mit dem Riemen aufgehängt

Die Läuter lebten gefährlich!

Beim Läuten im Glockenturm gab es auch manchen Unfall. So kam es unter anderem öfters vor, daß ein Läuter vom Glockenstrick aufgehängt wurde. Das passierte auch einmal unserem heutigen Sprengelarzt Dr. Hans Hirschberger, der seine jugendlichen und überschüssigen Bärenkräfte nicht nur als Tiroler Meisterringer, sondern auch am Glockenstrick arbeiten ließ. Dabei fiel ihm einmal das Schwanzl, so nannte man das Ende des Lederstricks, unglücklicherweise um den Hals und er muß wohl einen guten Schutzengel gehabt haben, daß er noch lebend aus dieser Schlinge herauskam. Die deutlichen Strangulierungsmerkmale am Hals ließen ihn aber 14 Tage mit steifem Genick (und das nicht ohne Stolz) im Dorfe herummarschieren, was ihm aber von seinem Vater, seines Zeichens Arzt, ein recht saftiges Donnerwetter eintrug. Dieser mußte ja des öfteren mehr oder minder geschädigte Läuter in seiner Ordination

behandeln. Aber trotzdem war er auch sehr stolz darauf, daß seine beiden Söhne ihre überschüssigen Kräfte zur Ehre Gottes an den Glockenstricken ausließen. Zu den am Glockenstrick "Aufgehängten" zählte auch meine Wenigkeit, wobei ich ebenfalls das Glück hatte, glimpflich davonzukommen.

Ein begeisterter Läuter war auch unser Freund Paul Walch, der später als Verwaltungsjurist beim Finanzamt in Salzburg beschäftigt war. Ausgerechnet an seinem Namenstag, es war der Peter- und Paulstag 1947, fiel beim Zusammenläuten zum Festgottesdienst das Joch der kleinen Glocke durch eine Luke herunter. Glücklicherweise fiel es zuerst auf die große Glocke, dann aber dem Paul auf den Kopf. Bewußtlos sank er zu Boden, und wir befürchteten schon das Schlimmste. Aber außer einer großen Reißquetschwunde und einer Gehirnerschütterung war ihm weiter nichts passiert. Das aber veranlaßte den alten Doktor Hirschberger, der ihn behandelte, zu der bemerkenswerten Aussage: "Ja Kruzitürggen — bevoar do ob'n nit oaner hin isch, weards mit dem Blödsinn woll nit auhearn!"

Ein sehr seltener und recht eigenartiger Läuterunfall ereignete sich am Hohenfrauentag 1939. Nach dem Betläuten läutete ich mit dem Kranebitter Hansl noch die Mittra (mittlere Glocke), wie das bei uns so üblich war. Als wir mit dem Läuten gerade zu Ende waren und der bärenstarke Hans mit dem Seil den Klachel einfangen wollte, brach dieser oberhalb der sogenannten "Rabn" (Verdickung) ab, durchschlug zwischen seinen Füßen den Boden und stürzte mit großem Gepolter den Turm hinunter, bis er bei der Kammer der Turmuhr liegen blieb. Zu Tode erschrocken bremsen wir die Glocke und verließen als Bleichgesichter schleunigst den Ort des Unfalls.

Auf dem Turm gab es kein elektrisches Licht. So mußten wir uns denn bei Dunkelheit mit Laternen behelfen. An einem Ostersonntag, es war vor dem Kriege, waren wir schon um halb vier auf dem Turm zum Tagläuten. Da blies plötzlich während des Läutens der Wind durch die zerbrochene Scheibe der Laterne, die an einem Balken aufgehängt war, die Kerze aus. In der Dunkelheit kam ich zu nahe an die Glocke und der Rand derselben schlug mir das Nasenbein ab. Mit einem fürchterlich geschwellenen Gesicht und großen Schmerzen verließ ich den Turm, im Gesicht gezeichnet wie der Glöckner von Notre Dame. Arzt suchte ich keinen auf, erzählte aber meinen Eltern, daß ich über die Turmstiege heruntergefallen wäre.

So ließen sich wohl noch manche Unfälle erzählen, die aber Gott sei Dank mehr oder weniger glimpflich verliefen. Geschehen doch heute bei den vielerlei Arten des Sports ungleich mehr und vor allem auch schwerere Unfälle, als sie uns beim Läuten im Glockenturm zugestoßen sind.



Über Tuifelemaler und ihre Werke an Hand von Reiseberichten

Die kulturelle, von der Landschaft geprägte Eigenart des Oetztales in der Vergangenheit zeigte sich zuerst einmal im Reichtum von Überlieferungen poetischer Sagen und Legenden, der Phantasie. Dazu kam als gleichberechtigte Schwester die naive Malerei der Marterlen, Grabkreuze, Votivtafeln und Mahnbilder. Am Boden des Tales haftete Dramatik, Strenge und Herbheit im gesprochenen Wort und genauso in bildlicher Erzählung.

Fast alle noch erhaltenen Reste dörflicher "Gebrauchs"- oder wie man auch sagte "Tuifelemalerei" kommen aus Malstuben von Sautens und Oetz. Das ganze 19. Jahrhundert lang versorgten Mitglieder der Familie Strigl in Sautens zur vollsten Zufriedenheit die Oetztaler Bauern mit ihren unverzichtbaren Erzeugnissen. Durch Nikolaus Strigl (1784-1866), den ersten Sautner Bürgermeister, kommen wir in datierten Bildern der Malerfamilie nahe. In guter Zusammenarbeit konnten seine Töchter Antonia, Marianne und Therese Strigl ihre größeren und kleineren Werke dann ins Zahllose steigern. Fräulein Therese (1824-1908) ist die aus der Werkstatt herausragende Person; von ihrer Hand stammen Stücke, die man heute noch "delikat" findet. Schade, daß nur wenige Landschaften übriggeblieben sind. Sie bezaubern durch liebevoll intim genaue Kenntnis des lokalen Lebensraumes. Bei Anfertigung von Heiligenbildern ging Thereses Vorliebe meist in Richtung der Nazarener. Den Schwestern blieben wohl mehr untergeordnete Leistungen zugewiesen, manches langweilig lustlos abgemalte Prozessions-Fahnenblatt geht wahrscheinlich auf sie zurück. Aber ihnen naheliegende Themen, wo sie die Phantasie beflügelte, gerieten zu Kleinodien der Volkskunst.

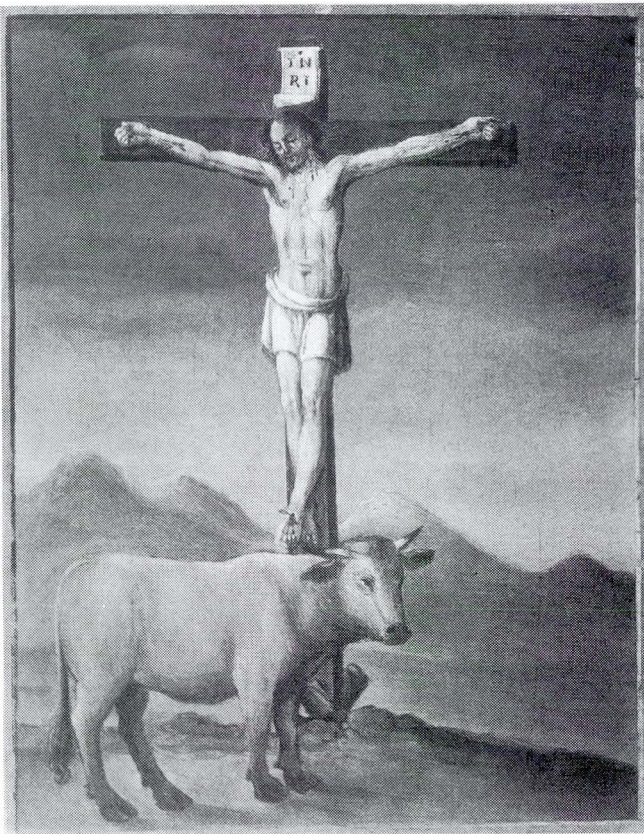
Die Malstube des Josef Anton Stecher in Oetz können wir mehr vermuten, als daß wir ihr habhaft werden. Dieser ist am Hof Klingenburg oberhalb Oetz 1790 geboren. Er wird immer als der "Maler von Oetz" genannt, und zwar im Zusammenhang mit seinem besten Werk, dem ehemaligen Hochaltarbild der Oetzer Pfarrkirche. Im Aufsatz "Ins Oetztal" (Tirolische Monatsblätter, 1858) von Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg wurde festge-

halten: "Das Hochaltarblatt stellt den hl. Ritter Georg zu Pferde vor, wie er den grünen Drachen tödtet, und man will wissen daß die Gemeinde nicht wenig sich einbilde auf dieses Gemälde."

Über den Werdegang des Malers können wir gar nichts sagen, er hat es aber zu reputierlichen Aufträgen gebracht, und, was heute noch beeindruckt, ist eine glasklare glatte Malweise, wo Farbflächen ihre starke Leuchtkraft behalten. Sein ganzes Leben bekennt er sich zur Anschauung des Klassizismus. An den kleinen volkstümlichen Sachen gefällt uns die "Schwäche" für schöne erotisch weibliche Engel, durchschnittlich gekleidet in dünne weiße Togas mit rotem Umhang. Überhaupt alles was er "angreift", entbehrt nicht einer gewissen Eleganz. Mehrere Kreuzwege befinden sich noch im Besitz von Kirchen und Kapellen, für ihn auffallend dabei sind schnauzbärtige römisch kostümierte Soldaten, die altösterreichischen Spielkarten zu entstammen scheinen.



Aus einem Kreuzweg aus Längenfeld



Votivtafel des Gekreuzigten mit Kuh. Öl auf Holz. Josef Anton Stecher.

Wann und wo er sein Leben beendete, ist unbekannt, jedenfalls nicht in Oetz, vielleicht in einem Spital? Noch zwei Namen von Malern wie Josef Mühlegger und Josef Höllrigel sind hier überliefert, aber unser Museum besitzt keine Passionsmotive von ihnen.

Es wundert nicht, daß in dieser ehemals künstlerisch fruchtbaren Gegend, wo religiöse Vorstellungen das Denken der Menschen beherrschten, alle Äußerungen der Gesellschaft ihre Poesie hatten, auch die ganze Landschaft davon durchdrungen wurde.

Da gab es die für das Oetztal typischen, das Naturerlebnis abwechslungsreich gestaltenden, immer wiederkehrenden wildromantischen, dem Gefühl nach oft irgendwie beklemmenden Verengungen, nach denen sich befreiend ein neues höhergelegenes, freundliches Talbeken auf tut. Früher, bei den schlechten, halsbrecherischen Wegen, war man sehr bemüht, möglichst schnell daran vorbeizukommen. Denn an diese Stellen knüpften sich schaurige Erzählungen, die Raub, Mord und Unglück beinhalteten. Auch vor dem Teufel hatte man sich zu fürchten. Er trieb oft sein böses Spiel in der Gestalt des wilden, scharfblickenden, schneidigen Jägers, wobei er aber nur selten seine Bocksfüße sehen ließ. Niemandem wäre eingefallen, bei Nacht eine solche Strecke zu passieren. Tagsüber ging es besser, boten doch Kapellen, Wegkreuze und Marterlen wirksamen Schutz. Warum es gerade im Oetztal so viele gab, verstehen wir ja: Erstens begünstigte sie die phantasiereiche Veranlagung seiner Bewohner. Zweitens bestand große Gefährlichkeit für die Erhaltung des Menschenlebens in der Natur.

Drittens waren die "Tuifelemaler" nicht weit und wollten ihren Unterhalt verdienen. Außerdem darf man die Wirkung gegenseitigen Nacheifers nicht außerachtlassen, und man hielt sich bei der Aufstellung von Marterlen nicht immer an die Nähe der Unglücksstätte, sondern brachte sie gerne oft auffallend in Gruppen an vielbegangenen Stellen an.

Am Weg durchs Tal Richtung Nord-Süd war es bereits in der "Kendla" zwischen Brunau und Ambach nicht ganz geheuer. Vom Marterle bei der Ebener Brücke, wo der Wasserfall herunterstäubte, finden wir erste Angaben in der Reiseliteratur. Aus dem Buch "Die Wunder des Hochgebirges" von A. Draeger, 1853:

"Ehe wir nun das vor uns liegende Dorf Oetz, rechts unterhalb Au, erreichen, bin ich so frei, den geehrten Leser auf die zahlreichen "Märterle" aufmerksam zu machen, die in keinem Thale des ganzen Landes sich so häufig wiederholen als in diesem. Solche Gedenkzeichen dienen zur Erinnerung an Personen, die in der Nähe verunglückt sind. Auf einem starken Pfosten von 5 bis 7 Fuß Höhe ist eine hölzerne Tafel angebracht, 1 bis 2 Quadratfuß groß, oben mit einem giebelförmigen, handbreiten Schutzdach versehen und gewöhnlich von Westen nach Osten gekehrt, damit Regen und Unwetter die Farbe nicht sobald zerstöre."

25 Jahre später 1878, spaziert Ludwig von Hörmann am selben Straßenstück entlang und schreibt im "Alpenfreund":

"Unweit davon steht am Wege ein sogenanntes Marterl mit der Inschrift:
O Wanderer, steh' still an diesem Ort
und bet' ein Vaterunser, dann setz' die Reise fort.
Bist du schon jung und schön und bist auch stark an Jahren,
Der Tod hat List und Tück, das haben auch wir erfahren.
Andenken an den Jungesel (!) Franz Schöpf, 1864.

Zwei kniende Bauern, dahinter ein Engel, in Lüften ein Sennenmann, ein anderer, der einen Pfeil abdrückt, lassen uns in etwas zu symbolischer Weise errathen, daß hier eine Unglücksstätte sei."

So ungefähr einen Kilometer weiter, zu "Unterstuanag", wo der schmale Talweg in den hochaufsteigenden scharfen Felsen geschlagen wurde, die darunter tief gelegene Ache rauscht und in ein paar Schritten der Sautner Steg aufs andere Ufer hinüberführt, da war auch ein vom Gelände her vorbestimmter Platz für Marterlen. Noch am Ende des Ersten Weltkrieges kam eines dazu, als in der Notzeit bei Nacht Lebensmittelschmuggler den den Engpaß überwachenden, mißliebig gewordenen Gendarmen Josef Fischer kurzerhand in die Ache hinunterwarfen.

Als nächste ähnlich geartete Gegend am Rande von Oetz kommt das Bergsturzgebiet um Habichen. Im Aufsatz "Ins Oetztal" von Johann Nepomuk Ritter von Alpeuburg (Tirolische Monatsblätter I, 1858) findet man einen netten Bericht:



Hölzernes Grabkreuz aus Umhausen. Bemalt, teilweise mit Blattgold unterlegt

(Diese Ausführungen stammen aus dem Ausstellungskatalog "Passion in der Landschaft" der Galerie zum alten Oetztal. Hans Jäger konzipierte eine sehr qualitätsvolle Ausstellung mit "bescheidenen Kunstwerken, aus dem Volk gewachsen, an Ort und Stelle in die Natur eingebunden", die ohne seine eigene Objektsammlung nicht möglich gewesen wäre. Im begleitenden Ausstellungskatalog finden sich neben den oben erwähnten Ausführungen u.a. auch detaillierte Erklärungen zu den einzelnen religiösen Kleinodien. - P. Streng)

"Nun wollen wir aber wieder zurückkehren aus der Ferne sagenhafter Vergangenheit in die sonnenhelle grüne Gegenwart, um gleich außer Oetz den Oetzbach in Augenschein zu nehmen, wie er von der jähren waldigen Höhe, fast in Gestalt eines Wasserfalls, heftig schäumend herabwirbelt.

Sobald wir dieses Anblicks satt geworden, erinnert uns rechts am Weg unter einem Kirschbaum ein "Marterl" an den verunglückten Andreas Klotz aus Habichen, der im Jahr 1843 in der wilden Ache seinen Tod gefunden. Eine Inschrift redet dem Vorbeigehenden folgendermaßen an's Herz:

Steh' still, o Wandersmann, geh nicht so schnell vorbei,
 Sieh her, o Mensch, wie kurz die Zeit des Lebens sei!
 Ein Spiegel ist allhier zum Denkmal aufgestellt,
 zu zeigen, daß der Tod nicht nur die Kleinen fällt.
 Bet Gottes Vorsicht an und seie stets bereit,
 So kann es fehlen nicht in alle Ewigkeit.

Das Gemälde zeigt den Verunglückten, wie ihn vier Bauern aus dem Wasser gehoben; ein Engel steht an seiner Seite."

Wieder einen halben Kilometer weiter finden wir noch so ein Kunstwerkchen, das uns der vorige Autor in der gleichen Quelle schildert:

"Nach einer Viertelstunde Weges von Oetz, inner dem blumenliebenden Habichen, führt der Weg über eine Brücke - die erste, die wir im Oetztal überschreiten - aufs linke Ufer. Hier bemerken wir an einer Stelle auf einmal drei Votivtafeln, oder wie die Tiroler sagen "Marterln", ein lautsprechendes Zeichen, daß in dieser Gegend die Unfälle wohl ziemlich zahlreich sind. Eins davon erzählt uns, Christian Höllriegl von Habichen sei am 11. Februar 1848 über eine "Eisgallen" abgestürzt und todt geblieben. Der Reimspruch darunter gibt folgende Mahnung:

Kommt her, ihr Wandersleute, schaut dieses Denkmal an,
 seht, wie man des Todes Beute unvermuthet werden kann!

Drum wachet und betet, benutzet die Zeit,
 Und machet euch täglich zu sterben bereit!



Ausstellung "Lana in alten Zeiten"

Albert Innerhofer

Zu diesem Thema hat der Heimatschutzverein von Lana im vergangenen Sommer im Rahmen seines 80-Jahr-Jubiläums und der 1000-Jahr-Feiern der Marktgemeinde Lana eine Ausstellung im denkmalgeschützten Ansitz Rosengarten veranstaltet.

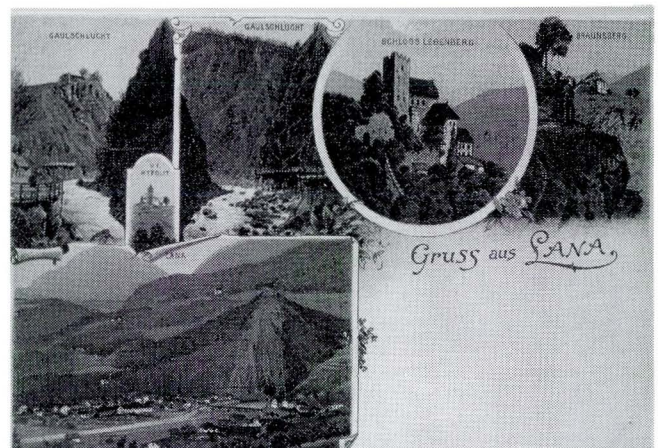
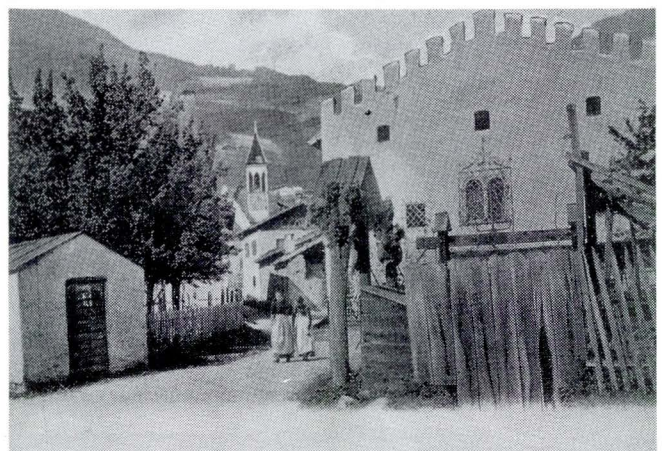
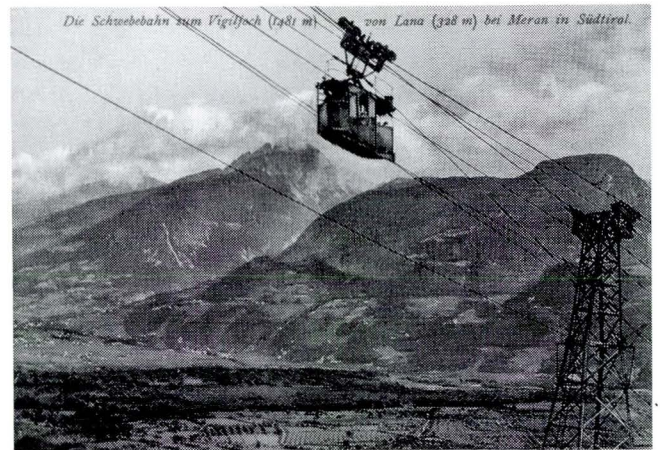
Die Jahrzehnte unmittelbar vor und nach der Jahrhundertwende, der sogenannten Gründerzeit, waren auf über 120 historischen Ansichtskarten, Stichen und Fotos dargestellt, welche von mehreren privaten Sammlern zur Verfügung gestellt wurden. Der Obstbau begann in Lana Fuß zu fassen, die ersten Verkehrsmittel wurden in Betrieb genommen und die ersten Gäste machten in Lana Station, womit der Fremdenverkehr begann. Eine rege Bautätigkeit und somit die Veränderung des bisherigen Ortsbildes setzte ein.

Bei der Eröffnung der Ausstellung zeigte Vereinsobmann Albert Innerhofer nur einige der wichtigsten Ereignisse aus jener Zeit auf, die Lana von da ab sehr veränderten:

- 1881 erfolgte durch den Bau der Eisenbahn von Bozen nach Meran der Anschluß an das internationale Eisenbahnnetz;
- 1884 wurde das erste private Obstmagazin eröffnet;
- 1891 wurde die Raiffeisenkasse Lana gegründet;
- 1903 errichtete Ing. Luis Zuegg in der Gauschlucht das private Elektrizitätswerk;
- 1906 Eröffnung der ersten Straßenbahn in Südtirol von Lana nach Meran; das Nobelhotel "Royal" eröffnet in Lana seinen Kurbetrieb;
- 1908 wurde die Pappenfabrik errichtet;
- 1912 als eine der ersten Personenschwebeseilbahnen wurde jene auf das Vigiljoch in Betrieb genommen.

Als zwei Raritäten waren bei der Ausstellung Aufnahmen aus den Jahren 1870 und 1880 von der Vill und Oberlana zu sehen. Weiters waren in den Schaukästen Bücher über Lana, welche seit der Jahrhundertwende erschienen waren, ausgestellt. Zu bewundern war auch eine Serie von Ansichtskarten über das Ausflugsziel Vigiljoch, welche der bekannte Künstler Hans Weber-Tyrol entworfen hatte.

Im Laufe der Ausstellung, welche von der Ortsbevölkerung und den Gästen sehr gut besucht wurde und einen regen Zuspruch fand, wurde auch auf eine notwendige Ortsbildchronik hingewiesen.

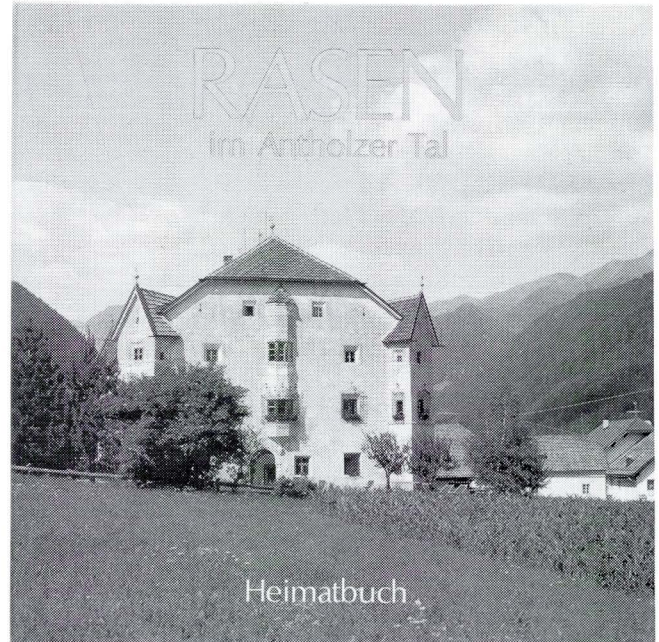


ANTON MAIR (HRSG.): HEIMATBUCH RASEN IM ANTHOLZER TAL

Rasen, 1986

Bereits im Jahre 1986 entstand diese umfassende Gemeindegeschichte aus dem Antholzer Tal, die erst jetzt, sicherlich nicht aus qualitativen Gründen, im Tiroler Chronist vorgestellt wird.

Die gestalterische Konzeption des Werks kennzeichnet eine großzügige Bildauswahl mit gut übersichtlichen Statistiken, die in anderen Büchern oft das Umblättern geradezu herausfordern. Aus dem Inhalt stechen die Haus- und Hofbeschreibungen der einzelnen Gemeindeteile (verfolgt bis in die Gegenwart) ebenso hervor wie die Dokumentation der Prozessions- und Bittwege. Das Kapitel über bäuerliches Wirtschaftsleben beinhaltet in systematischer Gliederung das Almrecht vergangener Tage bis zur Grundzusammenlegung im Jahre 1981. Viel Platz in diesem Heimatbuch erhielten verschiedene historische Quellen wie z.B. eine Inventar eines Bauernhofes aus dem 18. Jahrhundert, eine Erbschaftsabhandlung oder die "Dorff- Waldt- und Nachperschaft Ordnung" aus dem Jahre 1727. Sehr bescheiden reihen sich die Mitarbeiter dieses netten Heimatbuches an vorletzter Stelle im Inhaltsverzeichnis ein.

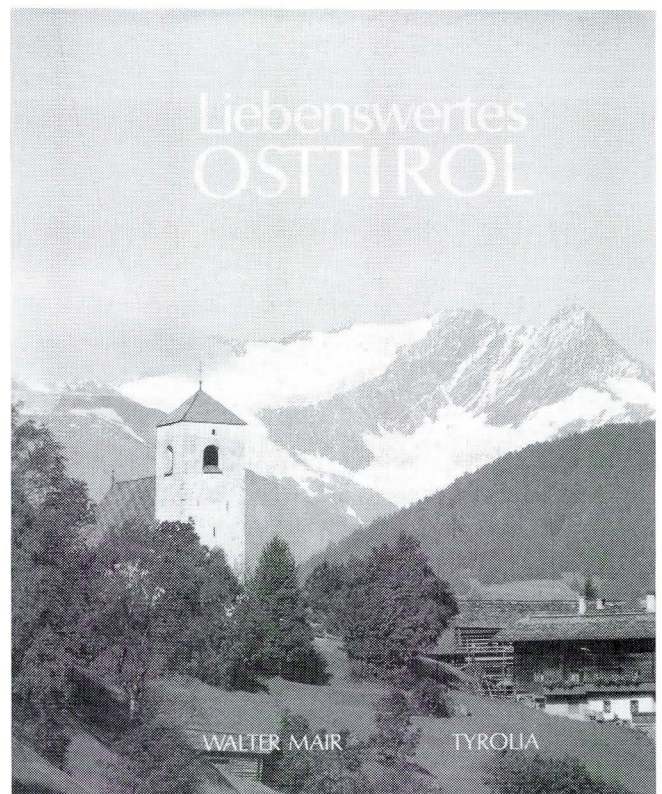


WALTER MAIR: LIEBENSWERTES OSTTIROL.

Innsbruck, Tyrolia-Verlag, 1990

Ein reich bebildeter Farbband präsentiert im großzügigen Layout berührte und unberührte Gegenden in Osttirol. Etwas ungewohnt für derartige Bildwerke, bezieht der Autor eindeutig Stellung für die Vordringlichkeit eines Nationalparks. Trotz der Absage an ein Speichergroßkraftwerk sieht er, daß der Weg zu einer ökonomisch und kulturell geschützten Kulturlandschaft "noch weit und steinig" ist. In den Texten, die zum Teil angenehm populär gehalten sind, versteht Mair, beispielsweise volkskundliche Arbeitsvorgänge oder historische Ereignisse gut zu vermitteln.

Vielleicht gelingt es, mit diesen Aufnahmen noch weitgehend unberührter Natur, manchen, "blauäugigen" Fortschrittsgläubigen zum Nachdenken zu bringen. Dies sollte allgemein vordringliche Aufgabe von derartigen Bildbänden über Kulturlandschaften sein.



ERWIN CIMAROLLI: ISCHGL. VOM BERGBAUERN-DORF ZUM INTERNATIONALEN WINTERSPORTORT.

Eigenverlag der Gemeinde, 1989

Auffallend an diesem Werk sind zunächst der Dank an Institutionen und Firmen, die zur Herausgabe des Werkes beitrugen bzw. die zahlreichen Geleitworte. Die inhaltliche Gliederung des Buches geht weitgehend konform mit dem Titel: vom Bergbauerdorf zum Wintersportort. Eine umfassende Dokumentation über die Entwicklung des Fremdenverkehrs und den damit verbundenen Organisationsmethoden bildet sicherlich die Grundlage für weitere Arbeiten über den sozialen und ökonomischen Werdegang des Paznaunales. Cimarolli würdigt auch den Maler Mathias Schmid, einen sogenannten "Tourismuswerber" des 19. Jahrhunderts, vor allem mit einer großzügigen Auswahl und Präsentation der Werke, die Ischgl und seine Bewohner zeigen. Das Bildmaterial bildet eine wahre Fundgrube für Heimatkundler, Historiker und Volkskundler: von Prozessionen, Votivtafeln, Jahres- und Lebensbrauchtum bis hin zu Ortsansichten von Ischgl, die heute (fast) keiner mehr für möglich halten könnte. Dem Autor gelang es, mit gut gegliederten Beiträgen und einer Fülle von Fotografien den Werdegang eines Dorfes zu dokumentieren.



"LEBENSBLIDER ZUR HEIMATKUNDE"

Eine Gemeinschaftsarbeit der Chronisten des Bezirkes Kufstein, Schwoich, 1990

Gemeinschaftsarbeiten jeglicher Art entpuppen sich oft als ein recht aufwendiges Unterfangen. Die Chronisten zeigten schon gelungene Arbeiten der Bezirke, wie zum Beispiel in Form von Ausstellungen. Hier liegt nun eine "gemeinsame" Publikation vor, die, wie der Bezirkschronist in seinem Vorwort erklärt, "ein recht buntes Konglomerat von biographischen Beschreibungen" enthält. So finden sich neben "Tiroler Widerständlern", Dichtern, Historikern u.a. auch Lehrer, Pfarrer, Chorleiter und Komponisten. Diese biographischen Geschichten, mehr oder weniger detailliert ausgeführt, dienen eigentlich mehr als Nachschlagewerk, obwohl einige Lebensläufe durchaus für "Bezirkskundige" interessant erscheinen.

Druchforstet man das übersichtliche Inhaltsverzeichnis, das zunächst durch eine andere Farbe hervorgehoben wird, scheinen neben 76 Männern (Familien blieben in dieser Zählung unberücksichtigt), nur 8 Frauen (unter ihnen die Hl. Notburga) auf.

Prof. Fritz Kirchmair als Initiator, Schriftleiter, Autor zahlreicher Biographien und "Setzer, Vervielfältiger" und Finanzier ist für dieses Werk Anerkennung auszusprechen.



Das besondere Bild

Eine aus den Dreißigerjahren stammende Aufnahme von Südtiroler Schulkindern mit ihren Lehrpersonen stiftet zunächst Verwirrung: Daß da Schulkindern in der Uniform der faschistischen Jugendorganisationen im Vordergrund stehen und sitzen, ist verständlich; immerhin waren die Lehrer bei entsprechenden dienstrechtlichen Konsequenzen angehalten, für eine möglichst lückenlose Organisation ihrer Schulkindern in der Balilla bzw. der Piccole Italiane zu sorgen. Hier aber sind auch

Kinder in Südtiroler Trachten zu sehen; und dies nicht etwa nur ganz hinten im Winkel, sondern gleich in der ersten Reihe.

Eine Demonstration eines besonders mutigen und toleranten Schulleiters? Oder: Waren die Faschisten in Südtirol vielleicht gar nicht so schlimm? - Weit gefehlt. Die Aufnahme entstand nach der Aufführung eines Theaterstücks, in dem die aufrechten Faschisten sich gegen die hinterhältigen, bösen Südtiroler durchsetzen mußten.



Foto aus dem Privatarchiv von Fritz Blaas, Mals

Ein Hinweis:

Mehr zu diesem Abschnitt der Geschichte Südtirols erfahren Sie noch bis 31.10.1990 in der Ausstellung Option-Heimat in Telfs (ehemalige Schindler-Fabrik)!

